

VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 28.

Man abonniert bei allen Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 20. Juli 1896.

Vierteljährlich 2½ Mark.
Monatlich erscheinen vier Nummern.

42. Jahrg.

Schmetterlingsjagd.

Erzählung von Klaus Rittland.

(1. Fortsetzung aus Nr. 26, S. 315.)

Nachdruck verboten.

Jetzt bemerkte Hertwig, daß die beiden Kinder zurückgeblieben waren. Suchend schaute er sich um, und da sah er, wie das ungehorsame Hänschen auf einen schmalen, nach der andern Seite des Gerüstes hinüberführenden Quersteg trat und sich weit zur Seite hinüberbog, um einen kalküberzogenen Zweig zu ergreifen.

Der Kleine schien jedoch ziemlich sicher zu stehen und hätte wohl seine That auch ungestraft ausführen können, wenn nicht plötzlich die wilde Mercedes von hinten herbeigekommen wäre und ihm einen Stoß in den Rücken versetzt hätte. Mit einem lauten Aufschrei glitt Hans aus, aber in demselben Moment wurde er von einer festen Hand ergriffen und gehalten.

Das neben der schlafenden Dame sitzende Mädchen hatte die kleine Scene beobachtet und war rasch genug dazwischen gekommen, um den Knaben vor dem Fall und dem nassen Bade zu bewahren.

Hans war im ersten Moment schreckerstarrt; dann aber erfaßte ihn weniger Dankgefühl gegen die sünke Ketterin, als Wut gegen Mercedes. „Du alte Kage — na warte nur!“ rief er und eilte ihr nach, die sich bereits mit Windeschnelle aus dem Bereich seiner kleinen Fäuste entfernt hatte.

Hertwig mußte erst, um weiteres Unheil zu verhüten, die beiden jungen Unholde wieder einfangen, bevor er der fremden Dame seinen Dank aussprechen konnte. Sie nahm diesen freundlich entgegen, aber die durch Hänschens Schrei erweckte alte Dame maß den Landgerichtsrat mit Blicken, die ihm deutlich kundthaten, daß eine längere Konversation nicht erwünscht sei.

Er verabschiedete sich und ging nach dem Landungsplatz hinunter, wo Frau Konjul Birkhausen und ihre Nichte bereits auf den Dampfer warteten.

„Aha, dort kommt ja auch dein Freund, Olga — der Landgerichtsrat!“ sagte Fräulein von Champignen, deren scharfe Augen Hertwig schon von weitem erpäht hatten.

„Wahrhaftig!“ rief die Cousine erfreut. „Weißt du, Laura, in dem hellen Sommeranzug sieht er doch wirklich recht gut aus!“

„Hm,“ meinte die andre, „jedenfalls vortheilhafter als in dem gefrigen Bratenrock. Schade, daß er keinen bessern Schneider hat! Und sieh doch nur, diese schenßliche schwarzweißkarierte Krawatte! So was bindet sich doch jetzt kein Mensch mehr um! Freilich — dieses urgermanische Genre verträgt schon etwas Mangel an Chic. Trotzdem nicht übel — Siegfried in reiferen Jahren.“

Jetzt war der Besprochene angelangt. Laura begrüßte den Landgerichtsrat freundlich, aber sichtlich und wandte dann sofort ihre ganze Aufmerksamkeit dem kleinen Hans zu. „Ein entzückendes Kind!“ flüsterte sie der Cousine ziemlich laut ins Ohr, als sie dicht vor dem Landgerichtsrat in die Nichtraucherabteilung des Minigtursschiffchens eintrat. Hänschen mußte sich auch gleich neben sie setzen, und bald waren die beiden in ein lebhaftes Gespräch vertieft.

„Ihr Fräulein Nichte scheint eine große Kinderfreundin zu sein?“ fragte Hertwig, der die liebliche Gruppe mit Entzücken beobachtete, die Frau Konjul. Sie nickte und lächelte amüsiert dabei.

Erst vor wenigen Tagen hatte Laura ihr erklärt, Kinder seien ihr ein Greuel. Nun, sie hatte eben wohl inzwischen ihre Meinung geändert. Ertrug sie es doch sogar mit Engelsgeduld, daß Hänschens staubige Stiefeln beständig gegen ihr zartes, hellgelbes Flanel-Morgenkleid stießen.

Nach einigen Minuten erst bemerkte Frau Birkhausen, daß das kleine, schwarzhaarige Pörschönchen, das dort, düster vor sich hinstarrend — im Vollgefühl des bösen Gewissens — in einer Ecke saß, auch mit zu Hertwig gehörte.

„Was haben Sie sich denn da für einen zweiten Sprößling zugelegt?“ fragte sie ihren Freund.

„Eine kleine Südamerikanerin, die mit ihren Eltern in der Villa Hertha wohnt. Aus Venezuela stammt sie.“

„Aus Venezuela?“ Laura wandte den Kopf um, und über ihr Antlitz zuckte es, als habe irgend etwas sie erschreckt. „Wie heißen die Leute?“ fragte sie dann gespannt.

„Terones, glaube ich.“

Lauras Gesicht nahm wieder seinen gewöhnlichen Ausdruck an.

„Aber ich nehme sie nicht wieder mit, die kleine Person,“ fuhr Hertwig fort, „sie ist eine bössartige kleine Hexe.“ Und er erzählte die eben erlebte Scene.

„Das darf Sie bei der Kasse nicht wundern,“ meinte Laura, als er geendet.

„Die Kreolen sind alle hinterlistig!“

„Wo haben Sie denn diese Erfahrung gemacht?“ fragte er.

„D, es ist keine persönliche Erfahrung,“ erwiderte Laura ausweichend. „Ich urteile nach dem Hörensagen.“

Sie lenkte das Gespräch auf ein andres Thema. Aber im stillen ließ sie ihre Blicke oft prüfend auf dem schwarzäugigen Kreolenmädchen haften. Es war, als ob das Kind eine Art peinlichen Widerwillens in ihr erregte, der sogar ihre Laune zu beeinflussen schien, denn Hertwig fand sie weniger liebenswürdig als vorher. „Der kleine Kolibri hat Kapricen,“ dachte er mißbilligend.

Der Dampfer legte an, und Hertwig trennte sich von den beiden Damen.

„Auf Wiedersehen, heute nachmittag bei der Kurmusik!“ rief ihm Laura nach. „Nein, heute nachmittag geht's auf die Schmetterlingsjagd, nahm er sich im stillen vor.“

Aber — o traurige Inkonsequenz — er war doch Punkt fünf Uhr zur Stelle! Und schon eine ganze Weile war er in der Allee vor dem Musikpavillon auf und ab geschlendert, bevor die Nixe erschien, die ihn in die Furt des faulen, fashio-nablen Vabatreibens hinabgelockt und die Schmetterlings-Mordgedanken in den Hintergrund seiner schwankenden Seele zurückgedrängt hatte.

„Ah, wie reizend!“ rief er, da sie auf ihn zutram, und betrachtete sie mit dem unverhohlenen, naiven Entzücken, das nur die Blicke guter, sittlich reiner Männer auszudrücken vermögen — und das jeder Frau schmeichelt. Man konnte sich auch kaum etwas Niedlicheres, Feineres vorstellen, als diese grazioße Gestalt in dem zarten, hellblauen Musselinfleide und mit dem großen, selbstan-geformten, blaugefütterten Hut auf dem koketten Köpfchen. Es war, als habe die Natur sie nur deshalb so klein und zierlich gemacht, weil sie von dem kostbaren Material nicht gar zu viel erübrigen konnte, als habe sie aber auf das kleine Meisterwerk ganz besondere Mühe verwandt und ihre Arbeit so fein und sorgfältig ausgeführt, wie es nicht oft geschieht.

Eben spielte die Kurkapelle Lolas Lied aus der „Cavalleria rusticana“, und die verführerischen Klänge kamen Hertwig wie ein Leitmotiv für Lauras reizende Erscheinung vor.

Sie wanderten langsam miteinander die Allee hinab, nach der Richtung des Brunnenpavillons. Die Frau Konjul nahm schnellig den Arm ihres Gatten, damit Hertwig nicht etwa die Verpflichtung fühlen sollte, sich ihr zu widmen, sondern gleich auf den für ihn bestimmten Posten gewiesen wurde: an Lauras Seite.

Die brave Frau war in gehobener Stimmung — so, wie eben Menschen zu Mute ist, denen ein übliches Werk zu gelingen scheint. Sie brückte bereits im Geiste ihrer lieben Laura einen innigen Glückwunsch auf die löckchenumrahmte bräutliche Stirn.



Sommertoilette für junge Mädchen.

(Beschreibung S. 343.)

„Heute ist ja der ganze ‚Ruffische Hof‘ auf den Beinen,“ plauderte Fräulein von Champieux in munterem Tone, „kein Wunder, bei dem italienischen Ultramarinhimmel! Sogar der Fakir hat sich ans Licht gewagt!“ Und sie machte ihren Begleiter auf einen vorüberstreichenden Herrn aufmerksam, einen langen, hageren, hohlhängigen Menschen von leichenhaft wachsgelber Gesichtsfarbe. „So müssen diese indischen Wundermänner aussehen, wenn sie aus ihrem freiwilligen Totenschlaf wieder erwachen,“ fuhr Laura fort. „Macht er nicht ganz den Eindruck, als ob er schon zwanzig Jahre im Grabe gelegen hätte? Und mit was für finstern verächtlichen Mienen betrachtet er unsereins, weil man so ununterbrochen lebendig ist und gar keine Ahnung hat, wie das Begrabensein thut! Da lobe ich mir Herrn Bemmchen aus Zwidau. Dort hinten kommt er an! Der meint's mit jedermann gut. Wo er nur eines Menschen habhaft werden kann, benützt er die Gelegenheit, sich vorzustellen. Ich bin überzeugt, wenn dem mal ein Eisenbahnunglück passiert, ist das erste, was er thut, wenn er wieder zur Besinnung kommt, daß er sich inmitten der Trümmer und abgerissenen Gliedmaßen seinen Herren Mitverunglückten vorstellt! An mich schüchternes Jungfräulein hat er sich gleich den Tag nach seiner Ankunft im Lesezimmer des Hotels herangemacht: ‚Ich bin Sie nämlich hier, weil ich mer den Wagen verborben habe. Denn ich bin Sie nämlich zwei Jahre lang im Orient bereist — in Aegypten, Türkei und Kleinasien. Heerje nee, scheen is es ja, aber den Fraß — entschuldigen Sie kietigt — den mer da zu essen kriegt — mer verdirbt sich in Kruid un Boden.‘“

Sie ahnte den sächsischen Dialekt so täuschend nach, daß der Landgerichtsrat laut aufschauen mußte und förmlich in Verlegenheit kam, als jetzt gerade der Geschilderte vorbeiwanderte, in einem auffallenden, gelb und braun variierten Anzug und mit einem englischen Sonnenhelm gekrönt, der sich hier, auf der Kissingener Kurpromenade, allerdings recht wunderbar ausnahm. Sein kleines, rotbäckiges Gesicht verzog sich zu einem zärtlich intimen Lächeln, da er Laura grüßte, und er erhielt ein sehr hochmütiges Kopfnicken als Dank.

„Sie müssen aber nicht glauben, daß ich hier nur solche obskuren Bekanntschaften habe,“ fuhr die kleine Dame scherzend fort, „wissen Sie, wer die diamantenüberladene Familie war, die mich soeben grüßte? Natürlich nicht. Sie haben keine Ahnung von den Berühmtheiten der großen Welt, die Sie umgeben. Das ist Fürst Banarescu nebst Gattin und Tochter — Rumänen. Augenblicklich in glänzender Lage, aber die soll immer nicht lange dauern, wie mir meine Zimmernachbarin, eine Französin, die die Familie kennt, neulich anvertraut hat. Wenn die Herrschaften ein paar Jahre herrlich und in Freuden in Bukarest oder andern Hauptstädten und Wädern Europas gelebt haben, dann tritt gewöhnlich eine Zeit tiefer finanzieller Ebbe ein, und sie vertriehen sich auf ihr sogenanntes Landgut, wo sie wie die Bauern leben.“

Der Fürst sieht originell aus. Er ist doch wohl das, was die Frauen ‚einen schönen Mann‘ nennen,“ meinte Hertwig. „Ja, so eine Rinaldo Rinaldini-Figur,“ erwiderte Laura. „Die Damen sehen vulgär aus, aber sie sind wenigstens echter als er. An ihm ist nämlich alles falsch. Ich sehe jeden Morgen diesen schönen Räuberhauptmann entstehen! Die Familie hat ihre Zimmer aus gegenüber und zeichnet sich durch großartige Ungemiertheit aus. Früh morgens legt der Fürst dicht am Fenster, wo sein Toiletentisch steht, die Perücke an. Dann säßt ihm der Kammerdiener Schnurrbart und Augenbrauen schwarz — dazu hat der hohe Herr einen gestickten Friseurmantel um. Bevor er aber den Rock überzieht, wird ihm ein Wattenpolster auf die linke Schulter geschmalt — er muß schief sein.“

„Sie sind ja ein gefährliches Bisavis, Fräulein von Champieux,“ lachte Hertwig. „Beobachten Sie denn die Fürstin und ihre Tochter auch so genau?“

„Die Damen,“ erzählte sie, „verwenden weniger Sorgfalt auf ihre Toilette. Dafür sind sie aber etwas gewaltthätiger Natur. Gestern sah ich, wie das zarte Fräulein ihrer Kammerjungfer eine Wasserflasche an den Kopf warf und —“

„Pardon, gnädiges Fräulein,“ unterbrach Hertwig seine boshafte kleine Berichterstatterin, „wissen Sie vielleicht auch, wer jene beiden Damen sind, die dort eben ihre Becher füllen lassen?“ Er hatte die alte, dicke Dame und ihre Begleiterin vom Gradierwerk erkannt.

„Natürlich weiß ich das,“ antwortete sie prompt. „Die weibliche Fallstafffigur ist ja Erich Birkaufens Freundin, die verwitwete Generalin von Priskau, und das späte Mädchen ihre Enkelin, ein Fräulein Dittlie Keller. Da sehen Sie, Erich stürzt schon auf die Damen los. O weh, nun müssen wir auch hingehen und sie begrüßen.“

Dem Landgerichtsrat war die Gelegenheit willkommen, Hänschens Beschützerin kennen zu lernen. Er ließ sich den Damen durch den Konjul vorstellen.

Die Generalin setzte ihr Lognon auf die fleischige Nase und musterte Hertwig mit arroganter Unversfrorenheit, nachdem sie sich seinen Namen hatte wiederholen lassen, da sie schwerhörig war.

„Hertwig? — Verwandter von dem Major Hertwig, der kürzlich zum Generalstab gekommen ist?“ fragte sie herablassend. Sie hatte die ganze Armees-Rangliste im Kopf. Das hielt sie für Standespflicht.

„Nein, Excellenz, ich besitze nur noch einen einzigen Verwandten meines Namens.“

„So.“ Und sie wandte gleichgültig den Kopf ab.

„Dürfen wir Sie ein Stück begleiten, Excellenz?“ fragte der Konjul.

„Wird mir sehr angenehm sein,“ versetzte sie und schritt nun mit dem Ehepaar voran, während Fräulein Keller sich Laura und Hertwig anschloß.

Die kleine Gruppe erregte überall Aufmerksamkeit; denn die Generalin sprach, nach Art vieler Schwerhöriger, außerordentlich laut, und da ihre Bemerkungen über die Vorübergehenden durchaus nicht immer freundlicher Natur waren, brachte sie ihre Begleiter oft in Verlegenheit.

„Auch so ein aufgeblasener Vörsenbaron!“ hörte man sie jetzt poltern, da der Genannte, ein Frankfurter Kröbus, noch keineswegs außer Hörweite war, „das trägt lange Schnabelschuhe, legt sich ein Jackett nach englischem Schnitt zu und glaubt damit auch den Gentleman überstreifen zu können — hilft alles nichts, bleibt doch Vörsenjobber!“

Fräulein Keller litt offenbar unter der Rücksichtslosigkeit ihrer Großmama. Sie blickte Hertwig verlegen, wie um Ent-

schuldigung bittend an, da sie sah, wie er über die laute Bemerkung erschraf.

„Sie haben Ihr Söhnchen zu Hause gelassen?“ fragte sie ihn dann. „Ist er bei seiner Mutter geblieben?“

„Seine Mutter lebt nicht mehr — ich bin Witwer,“ antwortete Hertwig. „Ich habe ihn heute ausnahmsweise bei der Wärterin gelassen; er ist sonst mein unentbehrlicher kleiner Gefährte.“

„Ein süßes Kind, nicht wahr?“ meinte Laura, zu Fräulein Keller gewandt. „Und so aufgeweckt! Man wird nicht müde, sein reizendes, originelles Geplauder anzuhören!“

„Berrückte Gesellschaft!“ ertönte jetzt die Stimme der alten Generalin. Ein paar hübsche, nach neuester Mode gekleidete junge Mädchen, von russischem Typus, hatten ihren Grimm erregt. „Das wird immer toller! Kurzes Haar, Herrenhüte, Frackzipfel, Herrenkrawatten! Fehlen nur noch die Beinkleider, und der Bengel ist fertig! Und das wollen Damen der Gesellschaft sein! Na, unter meinen jungen Offiziersfrauen hätte mir eine so kommen sollen!“

„Leben Sie immer bei Ihrer Frau Großmama?“ fragte Laura Fräulein Keller.

„Nein, manchmal ist auch eine andre Enkelin bei ihr. Eine muß sie immer um sich haben. Aber die andern können sich nicht so gut in ihre kleinen Eigenheiten finden. Sie sind alle so viel jünger als ich,“ fügte sie gleich darauf entschuldigend hinzu. —

„Weiß Gott, ich kann's in der Räuberhöhle nicht länger aushalten!“ schrie in diesem Moment die Excellenz. „Habe heute die Wohnung gekündigt und siedle morgen nach der Villa Hertha über. Da sieht's doch ein bißchen anständiger aus!“ —

„Also wir werden Hausgenossen, gnädiges Fräulein?“ jagte Hertwig zu der Enkelin. „Ich wohne ebenfalls in der Villa Hertha.“

Sie begrüßte diese Aussicht mit einem freudigen Lächeln. „Dittlie,“ wandte sich jetzt die Generalin um, „lauf doch schnell einmal nach Hause und hole mir meinen Abendmantel! Wir wollen unter der Halle vor dem Kurhaus zu Abend essen. Ich erwarte dich dort an dem Tisch.“

Gehorham verabschiedete sich Dittlie von der Gesellschaft, und die Generalin erklärte bald darauf, müde zu sein und ließ sich an dem bezeichneten Tisch nieder, während Birkaufens den Landgerichtsrat einluden, sie in das Theater zu begleiten, wo sie für den Abend eine Loge bestellt hatten.

„Wie gefällt Ihnen Fräulein Keller?“ fragte Laura im Zwischenakt beiläufig.

„Eine recht sympathische Dame.“

„Ach ja, ganz nett,“ gab Laura herablassend zu, „aber die geborene alte Jungfer, finden Sie nicht auch? Sie kommt mir vor, als müße sie von Rechtswegen beständig mit einer Häkelarbeit hinter der Kaffeetafel sitzen.“

Zum erstenmale mißfiel dem Landgerichtsrat ihre mokante Manier, und sie fühlte das sofort.

„Indes hat Fräulein Keller doch etwas ungemein Angenehmes,“ fügte sie daher in wohlwollendem Tone hinzu.

Acht Tage waren vergangen.

Laura von Champieux stand mit sehr mißmutigem Gesicht vor ihrem Toilettenpiegel. Sie hatte schlecht geschlafen und sah sehr angegriffen aus. Förmlich erschrocken war sie im ersten Moment über das wenig anziehende Bild, das ihr da aus dem unbarmherzig aufrichtigen Glase entgegenstarrte: blaße Wangen, schlaffe Züge, matte, rotumranderte Augen — pui, wie garstig konnte sie manchmal aussehen, wenn das Druin und Dran fehlte, die gebrannten Löbchen, die fleidhame Toilette! Passée, passée! jummte es ihr in den Ohren.

Du lieber Gott, vierundzwanzig Jahre war doch eigentlich noch kein Alter! Aber ihre Schönheit gehörte offenbar nicht zu der dauerhaftesten Sorte. Und plötzlich tauchte ein häßliches, trostloses Bild vor ihrem innern Auge auf: sie sah in einer kleinen Wohnung drei einsame, verbitterte, alte Mädchen, von den dreien die Unliebenschwürdigste, Unglücklichste von allen, weil sie ehemals die Verbühnteste gewesen! Und dieses nutzlose, freudlose Leben spann sich so fort, Tag um Tag, Jahr um Jahr... Es wurde höchste Zeit, so war das Endergebnis von Lauras düsteren Betrachtungen. Und schließlich war der verwitwete Landgerichtsrat ja auch gar keine schlechte Partie — ein Offizier wäre ihr freilich lieber gewesen, aber seit der Geschichte mit Linares — Sie zog finstere Augenbrauen zusammen, während sie mit dem Funderquästchen über Stirn und Nase fuhr. Sie dachte an eine Phase ihres jungen Lebens, die sie gern ausgewischt hätte, aber lange hielt sie sich nicht bei der peinlichen Erinnerung auf. Nur jetzt keine Dummheiten gemacht, immer auf dem qui vive sein! ermahnete sie sich selbst und beschloß dann, heute — bei ihrem elenden Aussehen — die Brunnenpromenade zu meiden. Sie wollte statt dessen Besorgungen machen, das war ebenfalls ein angenehmer Zeitvertreib.

Um eine kleine Mondstein-Nadel zu kaufen, ging sie wohl ein Dutzend Läden durch und hielt die Leute halbe Stunden lang in Bewegung, um schließlich unverrichteter Sache wieder fortzugehen. Da traf sie in einem kleinen, abseits gelegenen Bijouteriegeschäft den, dessen Auge sie eigentlich heute hatte vermeiden wollen: Hertwig. Er strahlte bei ihrem Anblick, zeigte ihr triumphierend eine geschmacklose kleine Mosaikbrotsche, die er soeben für irgend jemanden zum „Mitbringen“ erstanden und hat dann, sie ins Hotel zurückbegleiten zu dürfen.

„Sie sehen leidend aus,“ begann er, als sie nebeneinander durch die Straßen schritten.

„Etwas Kopfweh, ich habe schlecht geschlafen,“ antwortete sie mit einem kleinen Seufzer und einem melancholischen Blick, der ihrem Begleiter zu Herzen ging. War das nur körperlich, oder hatte der reizende kleine „Kolibri“ irgend einen Kummer? Mitleidig schaute Hertwig sie von der Seite an.

Jetzt kamen sie vor dem Buchladen an der Kurpromenade vorüber.

„Wissen Sie noch, wie wir uns hier zuerst begegneten — vor zehn Tagen?“ fragte er.

„Zehn Tage? Kennen wir uns wirklich noch nicht länger?“ entgegnete sie sinnend.

„Nicht wahr, auch mir ist zu Mute, als wären wir schon seit Jahren gute Freunde! Es ist doch hübsch, daß uns der Zufall hier zusammengeführt hat, meinen Sie nicht auch,

Fräulein von Champieux?“ Er hatte in diesem Augenblick ganz vergessen, daß die Begegnung in Kissingen doch eigentlich ein wenig abgetarnt gewesen war — sie erschien ihm als eine freundliche Schicksalsfügung!

Laura antwortete nicht, sie schaute nur mit einem weichen, feelsvollen Blick zu ihm auf, und das Blut strömte ihm heiß zum Herzen. Er bog sich zu dem süßen Gesicht nieder, da erscholl plötzlich von weitem ein helles Stimmchen: „Papa, Papa!“

Eilig kam der kleine Hans in Begleitung seiner Kinderfrau über den Kurplatz gelaufen. „Sieh mal, Papa,“ rief er, mit seinen Fingerchen nach dem linken Promenadenweg deutend, „dort geht die Dame aus der Eisenbahn, die der Mann immer ‚Engelchen‘ nannte.“

Die Bezeichnete bog in diesem Moment herüber, und Hertwig grüßte. Sie dankte lächelnd, aber das Lächeln erinnerte an eine mit Chinin gefüllte Oblate.

„Aber nicht wahr, Papa, so sehen die Engelchen garnicht aus?“ fuhr der Kleine fort.

„Nein, das glaube ich auch nicht,“ antwortete Hertwig. „Wie denkst du dir denn eigentlich die Engel, Hans? So wie die Tante Laura?“

Aber der Kleine that ihm nicht den Gefallen, eine Aehnlichkeit herauszufinden. „Nein,“ erwiderte er mit einem prüfenden Blick auf die junge Dame. „Blonde Locken haben die Engel auch, aber die hängen lang herunter. Und kleine, himmelblaue Augen haben sie, keine braunen.“

Laura lächelte süßfauer; sie hätte dem kleinen Störenfried am liebsten einen Fußtritt gegeben.

„Und dann,“ fuhr Hänschen fort, „lachen und sprechen die Engel auch nicht. Wenn sie was sagen wollen, müssen sie singen. Und sehr oft weinen sie.“

„Woher weißt du denn das, mein Herzchen?“ fragte Laura.

„Nun, wovon ist denn jeden Morgen das Gras so naß? Das kommt davon, daß die Engelchen in der Nacht weinen! — Du Papa,“ damit sprang er plötzlich auf ein andres Thema über, „warum geht denn der Mann dort so wackelig?“

In schwankendem Hummelschritt, mit zu kurzem Paletot, zu weiten, aufgekrempten Beinkleidern und einem zu kleinen Cylinder, der ihm schief auf dem Hinterkopfe saß, kam ein junger Mann des Weges daher.

Laura lachte auf, als sie ihn gewahrte. „Ach, das ist ja ein Bekannter von mir — Professor Kronau aus Darmstadt!“

„Er geht eigentlich als — als wenn er ein bißchen zu viel getrunken hätte,“ bemerkte Hertwig erstaunt.

Sie lachte von neuem. „Aber Herr Landgerichtsrat — das ist ja das Allerneueste, Modernste von Gangart, was man augenblicklich hat! Kronau ist überhaupt ein Muster von Eleganz! Studieren Sie ihn nur recht genau. Es ist lehrreich. Sehen Sie, zum Beispiel die rötlichblauen Handschuhe, die ihm dort unter der Weste hervorhängen — mit ausgepreizten Fingern —“

Sie schwieg, denn der Geschilderte hatte sie jetzt erkannt und kam auf sie zugehüpft. „Ach, gnädiges Fräulein — entzückt — charmanter Ueberraschung —“

Dann stellte er sich Hertwig vor und bat, sich den Herrschaften anschließen zu dürfen.

Laura bemerkte mit Vergnügen, daß der Landgerichtsrat sich über die Begleitung zu ärgern schien. Ein bißchen Eifersucht konnte ihm nicht schaden. Weniger angenehm war es ihr, daß die Herren, nachdem sie sich vor dem Hotel de Russie von ihnen verabschiedet hatte, ihren Weg gemeinsam fortsetzten.

„Daß Kronau sich gleich so fest an ihn ranischlängelt, ist dumm,“ dachte sie bei sich, „hat wahrscheinlich noch keinen feudalen Verkehr in Kissingen gefunden und langweilt sich. Aber solche männliche ‚Klatschbajen‘ sind oft gefährliche Kreaturen.“

Es war ein sonnenheller Nachmittag — echtes Schmetterlingsjagdwetter! Hertwig rüstete sich gleich nach dem Mittagessen zu einer längeren Wanderung, auf der ihn nur sein Söhnchen begleiten sollte.

Seit seiner Ankunft in Kissingen waren seine naturwissenschaftlichen Liebhabereien noch wenig zu ihrem Recht gekommen, das gedachte er jetzt nachzuholen. Heute ergriff ihn einmal wieder der echte Sammlereifer, die innige Freude an der Natur, die einen so wesentlichen Bestandteil seiner Individualität bildete.

In behaglicher Stimmung wanderte er über die sonnenbeschienebenen Matten und waldigen Hügel. Das Glück war ihm heute besonders hold: auf dem Korfboden seiner Schmetterlingswachtel prangte schon eine hübsche Anzahl guter, seltener Exemplare, die schönen, bunten Flügel zusammengefaltet, die Brust eingedrückt und den zarten Leib von einem dünnen Nadelspieß durchbohrt — arme Dinger, die ihre Bornehmtheit so mit einem jähen, frühzeitigen Tode bezahlen mußten!

Und mit der zunehmenden Menge der armen aufgeschöpften Tierchen wuchs die heitere Laune ihres kaltblütigen Mörders. „Heute ist's schön, Papa,“ sagte Hänschen, der mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Fähigkeit und Ausdauer neben dem Vater hertrippelte. „Heute sind wir allein!“

„Aber wenn Tante Laura mit uns geht, freut du dich doch auch, nicht wahr?“ entgegnete Hertwig, der sich eben in Gedanken ausgemalt hatte, wie viel genutzreicher ein solcher Gang durch die Natur noch sein müßte, wenn man ein geliebtes, reizendes Frauchen zur Seite hätte, das natürlich mit lebhaftem Interesse an den Liebhabereien des Mannes teilnehmen würde. „Tante Laura hast du doch gewiß lieb,“ fuhr er fort, da der Kleine schwieg. „Sie ist so gut und freundlich gegen dich.“

„D ja“ — antwortete Hänschen, der in diesen letzten Worten eine Art Vorwurf erblickte, in gleichgültigem Tone. „Aber,“ setzte er gleich darauf hinzu, des Vaters Hand zärtlich ergreifend, „mit dir allein ist's doch viel schöner!“

Er sollte dieses Stück nicht allzulange genießen. Hertwig hatte sich vorgenommen, auf dem Rückweg die Burg Totenlauben, eine in nächster Nähe Kissingens gelegene malerische Ruine, zu besuchen. Langsam aufsteigend war er mit seinem kleinen Begleiter auf der waldigen Höhe angelangt und stand eben im Begriff, einen Eingang in das Innere der verfallenen Burg zu suchen, als plötzlich von der altersgrauen Mauer herab ein Gegenstand dicht vor ihm zur Erde niederfiel, seine Schulter im Fallen streifend. Er blickte sich und hielt einen

schönen, frischen Waldblumenstrauß in der Hand. Verwundert schaute er auf, aber kein lebendes Wesen war zu erblicken.

Als er im Weitergehen noch einmal zurückschaute, da fand er des Rätsels Lösung. Ein blondlockiger Mädchenkopf tauchte über der moosbewachsenen Mauerbrüstung auf und: „Seid gegrüßt, edler Ritter, willkommen auf der Feste!“ ertönte die helle Stimme des Fräuleins von Champieuz aus der Höhe.

Freundlich dankend schwenkte der Auserwählte seinen großen, grauen Filzhut. „Gott zum Gruß, vielschöne Jungfrau!“ antwortete er dem modernen Ritterfräulein und eilte, die Turmzinne zu erreichen, auf welche ein feiltes Treppchen im innern emporsührte. Oben angelangt, bemerkte er noch andre bekannte Gesichter: das Birkenhainische Ehepaar, Fräulein Keller und die korpalente, alte Generalin, die das schwärze Fräulein, diesen erhabenen Standpunkt zu erklimmen, wunderbarerweise ebenfalls fertig gebracht hatte.

Hertwig trat an die Steinbrüstung heran und verneigte sich voll stillen Entzückens in den Anblick der lieblichen, bunten Landschaft, die sich dort so friedlich heiter, in schimmernd klare Lichtfluten getaucht, vor ihm ausbreitete.

„Eine echt deutsche Landschaft“, bemerkte Laura, die sich inzwischen neben ihm auf die Mauer geschmiegt hatte und in anmutiger Haltung, von einem großen, hellfarbigen Sonnenschirm überschattet, auf dem lustigen Sitze thronte. „Weniger großartig als ‚heimatlich-vertraut‘, wie’s in irgend einem Liede heißt. Man glaubt es diesen waldigen Hügel anzu sehen, daß sie recht im Herzen Deutschlands liegen.“

Er nickte schweigend. Dann schaute er sie wohlgefällig an. „Wenn jetzt der einstmalige Burgherr Ritter Otto von Botenlauben aus seinem Grabe aufsteigen könnte und Sie so auf seiner Mauerbrüstung sitzen sähe — der Anblick würde ihn gewiß gleich zu einem schönen Minnelied begeistern.“

Sie lächelte geschmeichelt. „Hat es denn einen Minnesänger dieses Namens gegeben?“ fragte sie dann.

„Es war ein Graf von Henneberg, der sich nach dieser Burg hier Otto von Botenlauben nannte und der vielfach unter den Dichtern des Mittelalters erwähnt wird.“

„Um, die Minnesänger nehmen sich auf der Bühne, z. B. im Tanzhause, recht hübsch an“, meinte Laura, „aber in Wirklichkeit sind sie, glaube ich, ungeschlachte Gesellen gewesen. Und was ich bis jetzt von ihrer Poesie gelesen habe, kommt mir ziemlich geschmacklos vor.“

„Sagen Sie das nicht,“ protestierte Hertwig, „ihre Sprache klingt unjern Ohren ja manchmal fremd und ungeschickt, aber was für zarte, sinnige, naive Gedanken treten bisweilen in der seltsamen Form zu Tage!“ Und er rezitierte in altdeutscher Mundart:

Du bist min — ich bin din, des solt du gewis sin;
du bist beslozen in mlnem herzen;
verloren ist das sluzzeln, du muost immer darinne sin.

„Ist das so geschmacklos?“ Dabei schaute er tief in die strahlenden dunklen Mädchenaugen empor, so daß die Besitzerin derselben — ganz gegen ihre Gewohnheit — errödete.

„Nein, das finde ich sogar sehr hübsch,“ meinte sie, seinen Blick innig erwidern. „Sie sprechen es aber auch vortrefflich aus. Es ist mittelalterliches Deutsch und klingt doch ganz natürlich.“

„Um Gottes Willen, Fräulein von Champieuz!“ rief in diesem Augenblick die alte Generalin, welche Lauras etwas kühne Position bemerkt hatte. „Wollen Sie wohl gleich da herunter, Sie unvorsichtige kleine Person! Was sind das für halbschereische Klettereien? Mir wird schwindlig, wenn ich Sie nur ansehe!“

„Sorgen Sie sich nicht, Excellenz,“ erwiderte die Auserwählte, ohne sich zu rühren. „Ich sitze so sicher, wie in einem Fauteuil!“

„Und ich halte das Fräulein schon, wenn sie fallen will,“ tröstete Hertwig und ergriff gleich — zur größeren Sicherheit — die zierliche Hand, die sich dicht neben ihm auf das Mauerwerk stützte. Dabei streifte er ihren herabhängenden Fuß.

„D entschuldigen Sie, ich habe Sie getreten. Da — Sie sind ganz schuldig geworden,“ sagte Laura in dauerndem Tone und lenkte dadurch Hertwigs Aufmerksamkeit auf den niedlichen Uebelthäter hin.

Er blickte mit staunendem Wohlgefallen auf das elegante kleine Wunderwerk im gelblichem Halbstiefel — ein wahres Aschenbrödelstückchen. Er hätte es gar zu gern einmal in die Hand genommen und versucht, ob es in ihr nicht ganz verschwinden würde, aber dazu war er zu gestiftet.

(Fortsetzung folgt.)

Es regnet.

Nachdruck verboten.

Es regnet. — Laß es regnen, Kind;
Wenn geht sich's doch auf Waldespfaden,
Schnell seinen feuchten goldenen Fäden
Im Sonnenschein der Regen spinnt.

Spann auf das runde rote Dach!
Wenn ich an deinem Arm so hänge,
Mein Haupt dich an das deine dränge,
Wird mir der Schirm zum Lustgemach.

Schön ist der Wald! Erquickend haucht
In diesem warmen Sommerabend
Sein würz'ger Atem uns entgegen —
Die Wiese dampft, der Weiher raucht.

Wie perlen- und demantbestäubt
Siehst du zu Füßen dir die feuchten
Betropften Gräser funkelnd leuchten,
Und jeder Ast scheint frischbeleuchtet.

So wandeln wir den Wald daher
Erquickt, entzückt und traut umfanger:
Wir sind noch unterm Schirm gegangen —
Es regnete schon längst nicht mehr!

Richard Zoozmann.

Umblicke in der modernen Kunst.

Von Ludwig Hoffmann.

Nachdruck verboten.

II.

Es in ganz eigener Seitenstrom der modernen Kunst nahm ebenfalls in jenem Zeitempfinden seinen Ursprung, das aus Mitleidgefühl und sehnsüchtigem Bedürfnis nach Trost gemischt ist. Es ist die individuelle Auffassung des religiösen Gemaltes, wie es für Fritz von Uhdé typisch ist. Fritz von Uhdé brauchte auf dem Grund der Armeulmalerei nur an bestimmt gegebene biblische Vorstellungen, die jedem von uns vertraut sind, anzuknüpfen, und der Boden für seine Malerei war gegeben. Der Künstler wandelt in die Hütten der Armen, er sucht die schlichten Menschen auf, die in Geist und Gemüt einfüchtig sind — dies Wort in seiner guten, alten Bedeutung — und unter die bedrückten Menschen tritt die Christusgestalt, wie Uhdé sie sich als idealen Tröster denkt: möglichst schlicht, erbarmungsreich, vom Sonnenlicht verklärt. In die Dunkelheit des Daseins, so vieler Beladener soll ein wärmendes Licht scheinen.

Nimmt man Uhdés tiefste Innerlichkeit hinzu, so wird man leicht begreifen, wie vielfältige Anregungen waren, die durch Uhdé sich über das internationale Kunstgebiet ergossen und die noch nicht aufgehört haben, nachzuwirken. Es war abermals eine Umkehr von der Schablone; die alten Legenden bekamen einen neuen, künstlerischen Inhalt. Die verlorenen vielleicht einiges von jener Echtheit, wie sie in der Ueberlieferung lebt, sie wurden aber den Menschen von heute ganz ergreifend nahe gerückt.

Das Wirken Uhdés, des Münchener Künstlers, ist abermals ein Beweis dafür, wie rasch empfänglich man gegenwärtig in der internationalen Kunstführung geworden ist. Wenn der Amerikaner Charles Pearce-Sprague eine Genovefa malt, wie sie als Hirtin in ein einfaches, mit Flecken besetztes, blaues Kleid die weite Landschaft schreitet und wie dabei democh von dem armen Kinde eine innere Feierlichkeit ausstrahlt, so sind Uhdés Anregungen gewiß unerkennbar. Hier sollte nur ein Beispiel aus jüngster Zeit angeführt werden.

Pearce-Sprague gehört der amerikanischen Künstlergruppe an, die in Paris ausgebildet wurde und in den letzten Jahren durch hervorragenden Kunstfleiß und eine gewisse Ursprünglichkeit, die aber dabei sich rasch anschniegt und begierig Neues aufsaugt, so viel Aufsehen machte.

In Paris wurde überhaupt die Uhdésche Erklärung der Barmherzigkeit bald verstanden und bereitwillig aufgenommen. Man fand darin künstlerisch eine Befreiung von akademischer Glätte. Die Kunst allgemein durch die moderne Naturbetrachtung in der Kunst der Hand, zu individualisieren, charakteristische Merkmale, die verschiedenartigen Farbentöne und Stimmungsreize in das gezeichnete Bild mitaufzunehmen, gewachsen war, so wurde es auch in diesem Kunstzweige: das Glatte, allzu Typische tritt zurück; die man sonst vom hohen Rothurn nieder und sucht das ganz Besondere in der Erscheinung festzuhalten. Das trägt natürlich die Gefahr mit sich, daß das gesamte künstlerische Werk zu einer Sammlung fleischer Besonderheiten wird, daß der Künstler am Ende jedes Wärtchen auf dem Vortriebe seines Modells sorgsam vorzeichnet und über dem Vielerlei von Einzelheiten die Seele des Ganzen vergißt. Wie oft begegnet man diesem Vorwurf und nicht selten auch mit Recht!

In Frankreich wurden selbstverständlich Uhdés Einflüsse im nationalen Sinn verarbeitet. Trotz des häufig nervös erregten internationalen Kunstverkehrs, der mitunter zu einem thüringischen Wetteifer im Nachahmen von jeweiligen künstlerischen Moden führt, bleibt der starke Künstler doch immer an heimisches Empfinden gebunden. Hier sind die Wurzeln seiner Kraft. Eine junge, literarische Sonderbewegung kam in Paris hinzu. Sie ist heute noch in vollem Gange. Man wiegt sich in weltlichstüchtigen Gedanken; man thut, als sei alle Erdenlust verloren gegangen; man kokettiert sogar mit der Frömmelerei. Bis zu mystischen Verzückungen steigert sich dieser Drang. Die einen prahlen mit den Zeichen, wirklichen oder vermeintlichen Zeichen ihres Verfalls und nennen sich cynisch die Defabenten; die andern schufen als Gegengewicht, was sie selber den Neukatholizismus nennen. Mit dem kirchlichen Begriff hat diese Beziehung natürlich nichts gemein. Die parallele lebende, künstlerische Bewegung flutet in Paris weiter. Jean Béraud, Vinet u. a. haben sich ihr ergeben; naiver und unerfährlicher geistlicher Mystizismus läuft dabei mit unter, und nicht selten erscheint es, als sei die Jubrunst, mit der man fromme Seligkeiten vergangener Tage erreichen will, eine menschliche Eitelkeit mehr.

Einer ähnlich inbrünstigen Sehnsucht entspringt, zunächst freilich aus rein künstlerischen Motiven, die präraphaelitische Kunstströmung, die von England ausging. Ein altzeitmelnder Zug steckt in dieser Bewegung, trotz der blendenden Werke, die durch sie entstanden. Auf den naiven Ausdruck der alten, italienischen Meister vor Raffael möchten die Präraphaeliten zurückgreifen. Die manchmal noch rührende unbeholfene Technik der damaligen Zeit läßt an den Kunstwerken, die von Raffael entstanden sind, die keusche Innigkeit der Empfindung um so lebhafter, ja in verkäuflichem Lichte erscheinen. Strenge, dürstige Gestalten, aber fromme Feierlichkeit ist über sie gebreitet. Das hat die Präraphaeliten von heute bestochen, und die alte Technik versuchen sie mit allen modernen Raffinements nachzuahmen.

Mit den künstlerischen Haupterscheinungen unserer Tage stehen die Präraphaeliten nicht in so sehr wesentlichem Zusammenhang. Ungleich wichtiger ist der sogenannte Impressionismus, als der äußerste Ausläufer der wiedererworbenen Freilichtkunst. Ist die moderne Naturbetrachtung verfeinert bis zur nervösesten Empfindsamkeit geworden, so wollen die Impressionisten insbesondere flüchtige, wechselnde Eindrücke — ein Menschenantlitz, wenn ein Sonnenstrahl eilig darüber huscht, eine bewegte Seefläche, wie sie in einem besondern Augenblick sich darstellt, läche Farbenreize, die auf nackten Körpern spielen — mit eindringlichem Temperament festhalten.

Ein starkes, energisches Temperament nun, das selber lebhaft Eindrücke in rasch bereiter Geistesgegenwart empfangen kann, wird in der impressionistischen Studie gewiß ebenfalls in hohem Grade fesseln können. Die erste Eingabe des künstlerischen Genies offenbart sich in ihr am unmittelbarsten. Aber die Gefahr, einmal erfasste Bilder in flüchtiger Manier zu ver-

wischen, liegt nahe. In manchen extremen Versuchen verstieg sich der Impressionismus dahin, eine Versammlung von Menschen etwa in irgend einem Saale in eine Reihe roh nebeneinander aufgestückter Farbentöne auszulösen. Einmal also bleibt das allzukünftige Malen „aus dem Handgelenk“ zu fürchten, und dann ist jeder Willkürlichkeit, die durchaus nicht künstlerisch zu sein braucht, Thür und Thor geöffnet. Wenn der bedeutende französische Kolorist Paul Albert Besnard mit seiner farbenfrohen Vollnatur eine Studie auf die Leinwand wirft, so wird man immer über die Feinsichtigkeit dieses Künstlers für den verschiedensten, farbigen Widerschein, den Sonne, Wasser, das Blattgrün einer Buche üben, erstaunt sein. Hier zwingt ein nachdruckvolles Genie zur Aufmerksamkeit, mag man auch sonst mit seiner künstlerischen Weise nicht einverstanden sein. Es kommen aber auch dilettantische Stümper und malen ein angebliches Porträt, das Bildnis eines Menschen, der mit dem Gesicht der Mittagssonne entgegenblickt. Das Gesicht ist als krauser Fleck gedeutet, hin und her schwirren darüber violette, grünlliche, blaue, orangefarbene Striche. Und der „Künstler“ will nun sein vermeintliches, individuelles Künstlerrecht gewahrt wissen; er sehe nun einmal die Dinge so. Wer will ihn kontrollieren?

Selbstverständlich wurde da und noch mit dem Impressionismus viel Unfug getrieben. Er war an sich der trotzige Widerspruch gegen die bisherige gelehrte Kunstweise, gegen die glatte, spitze Pinselführung, die den Erscheinungen ihren Charakter, dem Kolorit die mannigfachen Farbenübergänge zu nehmen drohte; ja er war geradezu eine Herausforderung. Aber er erzeugte das „Individualitätsfieber“. Jeder wollte sein Besondere, das Originalgenie sein — und war doch nicht selten nur ein Narr auf eigene Faust. Es begannen die erklügeltsten, technischen Systeme, als weitere Folge des Impressionismus. Der eine arbeitet in Strichelmanier, der andre setzt sein Bild aus lauter Punkten zusammen (Pointillist) u. s. w.

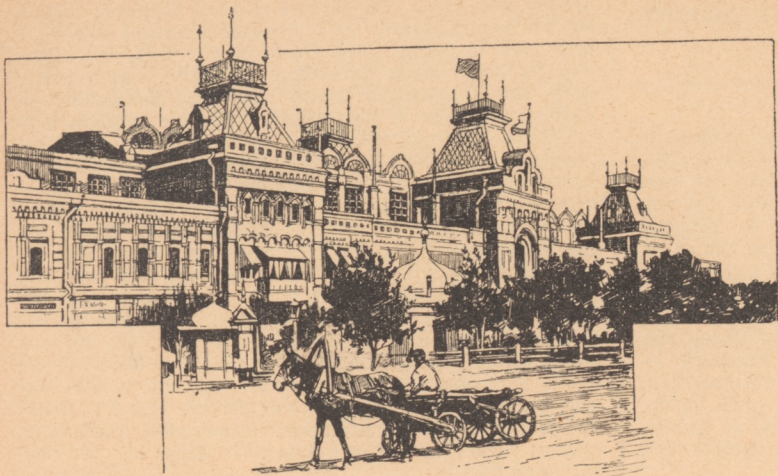
Diese modischen Absonderlichkeiten, die zumeist im veränderungsstüchtigen Paris zu Hause sind und manchmal kaum für eine Ausstellungsfarion eine Gemeinde finden, sind ganz feinsinnigen, wirklich originellen Farbenstudien einher. Da aber diese Studien mitunter ganz raffinierte Farbenprobleme aufwerfen, Probleme, welche ein stark geschultes Auge und eine reifere Mitempfindung, die selbst einem leisen Anreiz gehorcht, voraussetzen, so erlangt man das Schlagwort „die Kunst der Künstler“ (im weiteren Sinne: einem engeren Kreis von Kunstkenner).

Es wurde damit eine aristokratische Ausschließlichkeit aufgestellt, die sich in der Folge bitter rächen kam. Dem tastenden, geistreichen Versuch, der Skizze, wird dadurch eine allzu hohe Rangstufe beigelegt; der Freiheit wird vor der einfachen Größe in der Kunst, die schon in weitere Volkstheorie dringen wird, mag sie auch im Anfang unverständlich bleiben, ein zu großer Vorprung gelassen. Gewiß giebt es Kunstkenner, die sich fast mit unügger Behagen in Studienblätter, erste Entwürfe großer Meister, eines Albrecht Dürer etwa, vertiefen, als in die vollen Werke. Doch das behält immer den Grundzug von Liebhaberei. Und große Kunst wird sich nicht auf Liebhaberei beschränken dürfen, wenn sie nicht in Ueberverfeinerung entarten will.

In der That hat man bereits den gesamten, vielverzweigten Kunstströmungen unserer Tage den Vorwurf nicht erlassen, sie kämen aus dem Gebiet des Versuches, der Skizze nicht heraus. Ein ähnlicher Vorwurf wird ja auch der modernen deutschen Dramatik von Gerhard Hauptmann bis Max Halbe und bis Georg Hirschfeld, dem jüngsten der deutschen Bühnendichter, gemacht. In manchen, nicht unwesentlichen Dingen scheint das Wort zutreffend zu sein. Vielfach übertreibt es jedoch. Unzweifelhaft hat die moderne Kunstübung ganz merkwürdige menschliche Dokumente hinterlassen. Sie hat nicht bloß besondere Werte für die moderne Beobachtung der Landschaft zu schaffen versucht, sie hat auch das Bewußtsein des Menschen des Gegenwart, namentlich das des nervösen Großstädtlers, festgehalten. Das sind bedeutungsvolle Studien zur Sittengeschichte der Gegenwart, abgesehen von ihrem Kunstwert. Wer ist im Vorjahre, als die Franzosen zum erstenmal geschloßen nach Berlin zur Kunstausstellung kamen, an den Porträts Giovanni Boldinis vorübergegangen, ohne zu fühlen, hier schäumt und prickelt Geist vom Geist der Gegenwart? Und wer mag in der Berliner akademischen Jubelausstellung von 1896 das „Pariser Nachtbild“ des Schweden Andreas Zorn betrachten, ohne wahrzunehmen, in diesem Bild mit seinen flott impressionistischen Zügen hat man einen ganzen Ausschnitt aus weltstädtlichem Nachtleben, ein ganzes Bekenntnis dessen, was diese nächtliche Welt aus einem Menschenleben machen kann? Hat man nicht auch Werken von Meistern, deren Ruhm heute feststeht, nachgesagt: eigentlich seien ihre Bilder immer nur unvollendete Studien? Dem Seelenforscher Franz von Venbach ist das nicht erspart geblieben, weil er wohl den Gesichtsausdruck des Porträtierten mit großer Sorgfalt festhält, manches andre aber, so die Behandlung der Hände, ganz fallen zu lassen pflegt.

Alles in allem und trotz aller Irrungen und Wirrungen braucht man von der modernen Kunstarbeit nicht entfernt pessimistisch zu denken. Eines bleibt ihr unübergelebensbedienst: sie hat aus den Dunkelkammern der alten Ateliers in freie, sonnige Tagesbeleuchtung geführt; sie hat den Sinn für den Farbenfluß, das eigentliche Kolorit gefördert. Sie hat eindringlich betont, daß der malerische Vorwurf die Hauptsache bleibt. Der bildende Künstler hat die sinnliche Erscheinung, wie sie seinem Auge sich darstellt, zu erschöpfen: er ist kein Wigbold und Anebotenerzähler, kein Novellendichter und kein Philosoph.

Es sind in jüngster Zeit zwar gegen diesen künstlerischen Grundsatz wiederum Stürmer aufgestanden. Das ist das Allerneueste. Weil viele neue Männer mit leblosem Temperament leblos malten, so rufen sie auf offenem Markte, die Kunst ist ideenarm geworden. Und wiederum kommen sie und spintisieren und dichten und erfinden rätselhafte Allegorien. Der eine tritt als Weltverbesserer auf, der andre will Weltweisheit lehren, als sei der Künstler ein Prediger und nicht ein Bildner. Was in dem ergreifenden Gemälde, dem „Krieg“ des Münchener Franz Stud noch durch den malerischen großen Zug kräftig niedergehalten wird, die bewußt gemachte Tendenz, das tritt in diesem Sommer bei manchem der „Symbolisten und Allegorienmaler“ der Pariser Salons als Hauptfache hervor. Aber den gefunden Kern moderner Kunstarbeit, den Drang nach Helligkeit, Licht und Farbenstimmung wird diese jüngste Kunstwelle nicht mehr überfluten.



Glawny Dom, das Haupthaus der Messe in Nischni-Nowgorod.

Nischni-Nowgorod.

Die Stadt. Die Messe. Die Ausstellung.

Hierzu acht Abbildungen.

Nachdruck verboten.

Die gewerblichen Ausstellungen, die in diesem Jahre in so überaus zahlreichen Städten Europas, in Berlin, Nürnberg, Dresden, Graudenz, Kiel, Leipzig, in Budapest, in der Schweiz u. s. w. stattfinden, haben durch die am 9. Juni in Nischni-Nowgorod eröffnete große russische Ausstellung noch eine ganz eigenartige Bereicherung erfahren. Die sagenumwobene alte Wolgastadt, die als äußerster nach Osten vorgeschobener Posten der russischen Kultur seit Jahrhunderten das Bindeglied zwischen Asien und Europa bildet, ist ja an sich schon eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Nischni-Nowgorod, an der Dmanündung auf den am Ufer des majestätischen Wolgastromes steil aufragenden Spechtsbergen, den Djalowaja Gory, malerisch gelegen, ist nicht nur die schönste Stadt Rußlands, die mit ihrer originellen nationalen Architektur, den prächtigen Duais, den charakteristischen Kathedralen und den bizarren Glockentürmen eine mächtige Anziehungskraft auf den Fremden ausübt, sondern auch der weitaus lebhafteste und wichtigste Handelsplatz im ganzen europäischen Osten. Außerordentlich fesselnd ist das bunte Bild des riesigen Dampfschiffsverkehrs auf den hier zusammenfließenden beiden weiten Strömen und das phantastische, internationale Völker- und Sprachgemisch, das hier alljährlich vom 15. Juli bis zum 10. September zur Zeit der „Messe“ herrscht, wo Jahr für Jahr gegen viermalhunderttausend fremde Käufer und Verkäufer aus allen Teilen der Welt zusammenkommen, erstaunlich leicht und bequem untergebracht werden und die ungeheuren, hier aufgestapelten Waren in verhältnismäßig kurzer Zeit zur Verteilung und zum Umsatz bringen. Und hierzu kommt in diesem Jahre noch die sehr große und bedeutende Wjstawka, die Ausstellung, welche von den ungewöhnlich raschen Fortschritten der russischen Industrie auf fast allen Produktionsgebieten ein glänzendes Zeugnis ablegt.

Die Stadt Nischni-Nowgorod wurde im Jahre 1212 von dem Großfürsten Juri Wsewolodowitsch gegründet. Sie zählt heute siebzigtausend Einwohner. Besonders Interesse verdienen das alte Feischerskifloster, die hohe Kremlbefestigung, zu deren steilen Thoren von dem Dka- und dem Wolgaquai schöne, breite Straßen, wie die Zwanowstaja (Johannisstraße), emporführen, sowie die überaus zahlreichen alten und neuen Kirchen. Die originellste der neuen Kirchen ist die Stroganowkirche, sogenannte nach ihrem Erbauer Grigori Stroganow, dem bekannten Erfinder und Industriellen, der zuerst den Gedanken an die Eroberung Sibiriens anregte. Ihr Stil, der petrinsche, zeigt allerlei seltsame Verzierungen; der Fond der Kirche ist himbeerfarben und mit Ranken, Arasbesten und verschörkelten Kreuzen bemalt, wie sie in Rußland erst seit Peter dem Großen aufgefunden sind. Originell ist auch das hohe Piedestal der Kirche; man muß viele Stufen emporsteigen, um zu ihr zu gelangen.

Die Messe von Nischni-Nowgorod, von der Stadt durch den breiten Dkafluß getrennt, erinnert etwas an die alte Handelsstadt von Mostau, an das Kitai-Gorod (die Chinastadt). In der Messe, die einen Stadtteil für sich bildet, giebt es keine Wohngebäude, sondern ausschließlich lange Reihen von Buden, und zwar für jede Warengattung eine besondere Reihe. So die Eisenreihe, die Löffelreihe, die Glockenreihe u. s. w. In der letzteren befinden sich Glocken von den verschiedensten Größen und Formen. Sie sind an großen, dicken Balken aufgehängt, und man kann sich denken, welches ohrzerreißende Getöse hier herrscht, wenn sie ausprobirt werden. Der weitaus wichtigste Handelsartikel ist jetzt der Thee geworden, während z. B. der Tauschhandel mit Pelzwaren seinen Zentralpunkt nach Leipzig und London verlegt hat. Nach Nischni-Nowgorod gelangt nur der Landthee, der hier in großen Theeniederlagen in Kisten, die in strenger Ordnung übereinandergeschichtet und mit Holz- wolle und Sägespänen bedeckt sind, aufgestapelt wird. Hinter jeder dieser Niederlagen befindet sich eine Baracke aus Matten, in der der Commis wohnt. Der Theeumsatz beläuft sich jährlich auf über zwanzig Millionen Rubel. Man nennt den auf dem Landwege aus Hankau, dem Mittelpunkt der chinesischen Theekultur, hergebrachten Thee hier allgemein „Lederthee“, weil

die Kisten für den Landtransport in Felle, mit dem Haar nach innen, eingenaht werden, während der auf dem Seewege transportierte Thee, dessen Aroma weniger fein ist und sich auch leichter verflüchtigt, nur eine Verpackung aus Schilf erhält und deshalb „Schilfthee“ heißt.

In der Mitte der Messe steht der Gostinny Dwor, der große Kaufhof mit seinen sechzig Flügeln und den Tausenden von Läden. Vor ihm liegt an einem Seitenarm der Dka der Hauptjahrmarktsplatz mit dem Glawny Dom, dem Hauptverwaltungsgebäude. Der Tag auf der Messe fängt früh an. Um sechs Uhr morgens werden die Buden und Läden geöffnet, gegen sieben erscheinen bereits die ersten Käufer, die meist beim Glase Thee, das von weißgekleideten Kellnern servirt wird, ihr Geschäft abschließen. Während der nomadenhafte Jahrmarktshandel sonst überall einer lebhaften kommerziellen Thätigkeit Platz macht, zeigt die Messe von Nischni-Nowgorod bisher noch keinerlei Merkmale eines beginnenden Niederganges. Die bevorstehende Eröffnung der sibirischen Eisenbahn wird den bisherigen Charakter des Handels auf der Messe aber wohl bald einigermaßen verändern.

Die diesjährige große russische Ausstellung ist entsprechend der außerordentlichen Entwicklung der Industrie in den letzten vierzehn Jahren auch dreimal größer, als diejenige der Moskauer Gewerbeausstellung im Jahre 1882. Ihr Gebiet ist noch etwas größer als das der Ausstellung in Berlin-Treptow. Sie ist unweit des Bahnhofes, der zur Messe führt, auf einem ehemaligen Sumpfsgebiet errichtet, wo man noch vor drei Jahren Möven jagte, heute aber auf einer elektrischen Bahn dahinfährt. 55 Gebäude sind von der Regierung, 117 Pavillons von Ausstellern erbaut worden. Die Gebäude sind sämtlich in russischem Stil errichtet und zum Teil architektonische Meisterwerke, nur die centralasiatische Station ist in orientalischem Stil gebaut; sie weisen die russische Bauart verschiedener Zeiten und Gegenden auf, und so tritt der nationale Charakter der Ausstellung schon äußerlich deutlich hervor, zumal da auch das gesamte Personal altrussische Kleider trägt. Der Vergnügungsteil ist sehr beschränkt, die Ausstellung trägt im ganzen einen ernsten Charakter. Sehr stark vertreten ist die Hausindustrie, die in Rußland heute noch sieben Millionen Menschen beschäftigt, sechsmal so viel als die Fabriken. Besonders zu erwähnen sind die Abteilungen der Land- und Forstwirtschaft, des Weinbaues, der Montanindustrie und der Baumwollensfabrikation. In allen Industriezweigen werden jetzt ausschließlich russische Rohstoffe bearbeitet.

Am interessantesten sind zweifellos die Sektionen für die Aussteller Mittelasiens und Sibiriens. Hier ist in einem originellen, in chinesischem Stil errichteten Pavillon der Kjachtschen Theehändler eine lehrreiche Sammlung ausgestellt, die ein vollständiges Bild der Handelsbeziehungen Rußlands mit China und Japan



Sibirische Theeniederlage auf der Messe.

giebt. Ferner sind hier die charakteristischsten Behausungen der Eingeborenen Sibiriens zu finden: die ostjakische „Turt“ und der jakutische „Tschum“.

Unter den Navigationsarbeiten und Schiffsmodellen befinden sich die beiden Flußschiffe, die der „Zar und Zimmermann“ selbst erbaut hat, und auch das Modell des ersten russischen Kriegsschiffes, des „Jeduschka rußkawa flotta“ (des Großväterchens der russischen Flotte), das Peter der Große besessen hat und das in Petersburg pietätvoll aufbewahrt wird. In der Sektion für Volksbildung sind zwei Muster-Volksschulen ausgestellt, von denen die eine mit einer Kirche verbunden ist; im unteren Stock befinden sich die Schlafräume der Zöglinge, der Speisesaal und die Lehrerwohnung, im oberen die Kirche, die Bibliothek und die vier Schulräume mit allerlei bemerkenswerten Handarbeiten, die von Schülern und Schülerinnen angefertigt sind.

Die Ausstellung wird von dem verdienstvollen Präsidenten Wassili Zwanowitsch Timirjafew geleitet, welchem zehn Kommissare zur Seite stehen. Es ist von ganz besonderem Interesse, daß zu diesen zehn Kommissaren auch eine Frau gehört: die auch in Deutschland wohlbekannte Malerin Pauline von Couriard, die in Nischni-Nowgorod von der Regierung zum weiblichen Ausstellungskommissar für die gesamte russische Frauenarbeit ernannt worden ist.

Gustav Dahms.

Eine neue Halsbandaffaire.

Skizze von Carry Brachvogel.

Nachdruck verboten.

„Netter Käfer, die kleine Scheffer, was?“ fragte Referendar Schlichting und fixierte durch seinen schwarzgefärbten Kneifer beagten netten Käfer, der, mit einem rosa Tüllkleid angethan, in einer Ecke des Ballsaales mit ein paar Freundinnen und einigen recht jugendlichen Herren ein anscheinend sehr heiteres Gespräch führte. Denn wieder und immer wieder tönte ein leises Richern oder auch eine laute Lachsalbe zu der kleinen Herrengruppe herüber, die sich inmitten des Saales postiert und dort schon den ganzen Abend über ein unbarmherziges Kritikeramt ausgeübt hatte.

Der schöne Lieutenant von Zollwitz folgte mit seinen Blicken denen des Assessors. „Ja, hübsches Ding,“ pflichtete er wohlwollend, aber dennoch mit einer gewissen Zurückhaltung in Ton und Miene bei. Er war erst seit kurzem aus einem kleinen Garnisonsnest in die Hauptstadt zurückverlegt worden, und da wollte er nicht durch unmaßiges Bewundern nach irgendwelcher Richtung den Kleinstädter verraten, der nun Mund und Augen über alles aufsperrt, was ihm die Großstadt vorzaubert.

„Gar kein übler Gedanke,“ fuhr der Referendar fort, und ohne daß er ein erläuterndes Wort weiter hinzugesagt hätte, scharte schon der Hauptmann Baron Köllern: „Ne. Soll ja höllisch reich sein, Vater in Margarin —“

„Um Gottes willen!“ protestierte der Referendar und suchte in den Fracktaschen nach seinem rotfeiden Schnupftuch, das er dann schleunigst an die Nase führte, um eklatant zu beweisen, wie fein sein Niechorgan ausgefattet sein mußte, daß es sich von dem bloßen Namen „Margarin“ schon beleidigt fand.

Köllern lachte. „Nur äußerlich,“ meinte er scherzend, „hält aber nach. Sehen Sie sich mal gefälligst die Boutons in den Ohren der Kleinen an —“

„Und die Perlenkette um den Hals,“ warf Malchow, der Fabrikant, ein, der ein Vierteljahr in London gewesen war, und seinen englischen chic beweisen wollte, indem er die diskreten Perlen bemerkte, wo die andern nur die blitzenden Diamanten sahen.

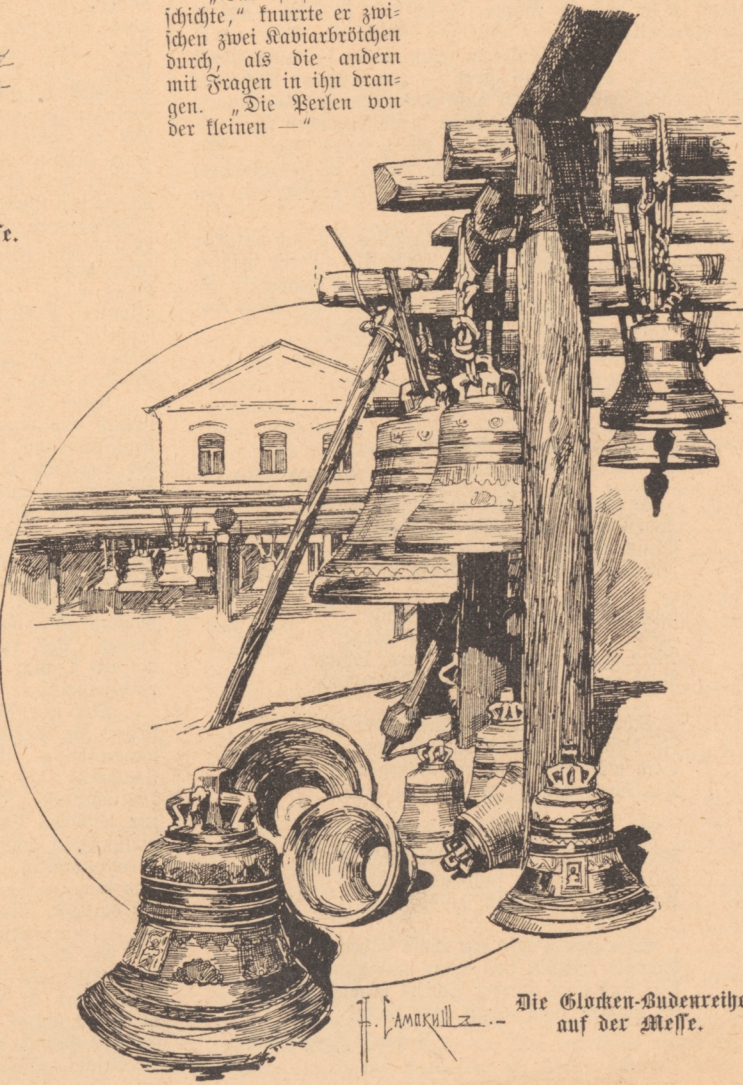
Der Lieutenant von Zollwitz schnitt plötzlich ein Gesicht, als ob er ergrunken hätte. „Nun, was ist Ihnen?“ fragte Schlichting, erstaunt an dem langen Offizier emporsehend.

„Nichts, gar nichts — bißchen Kopfschmerz. Will gehen.“

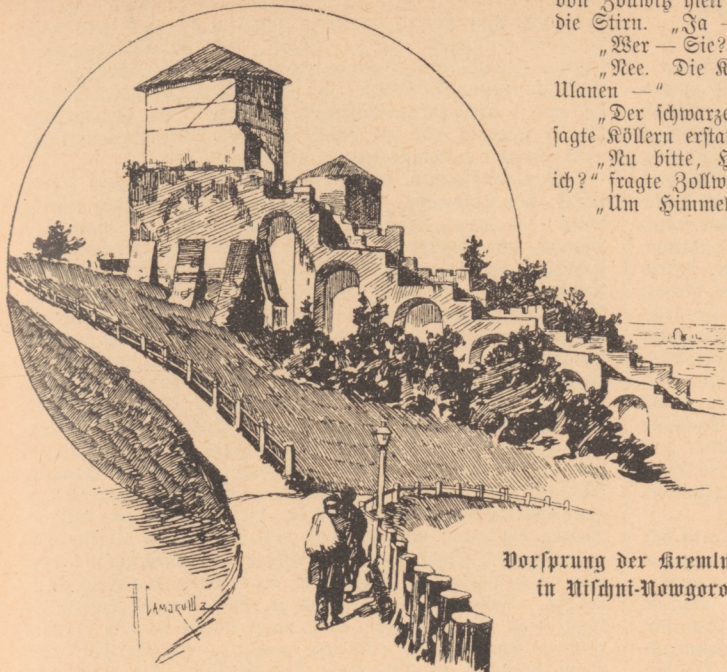
Die andern lachten. „Merke Ihnen die kleine Garnison doch noch höllisch an, Herr Kamerad,“ neckte Köllern. „Schließe mich aber im übrigen Ihrem Antrag an. Haben heute genug Herzen geknickt, gehen wir, meine Herren!“

„Ja, ja, berauben wir den Ball seiner vornehmsten Zierden,“ stimmten die andern übermütig bei, und eilig begannen sie nach Helm, Säbel, chapeaux-claque und Handschuhen umherzuhaften. Dann Lächeln, Verbeugungen, Handfuß, von seiten Malchows natürlich nur ein echt englisches shakehand — und eine Viertelstunde später saßen sie in ihrem ersten Weinrestaurant gemütlich um einen kleinen Tisch herum, auf dem einige silberhalsige Flajchen und pikante Schüsseln verrieten, daß der angebrochene Abend hier nicht unerheblich verlängert werden sollte. Malchow, Schlichting und Köllern waren geradezu ausgelassen übermütig. Aber dem schönen Zollwitz wollte die gute Laune nicht recht wiederkommen, und das merkten auch die andern gar bald, trotz der krampfhaften Wiße, die er riß und über die er selber mit einem sehr gezwungenen Gelächter am allerlautesten lachte.

„Das ist so 'ne Geschichte,“ knurrte er zwischen zwei Kaviarbrötchen durch, als die andern mit Fragen in ihn drangen. „Die Perlen von der Kleinen —“



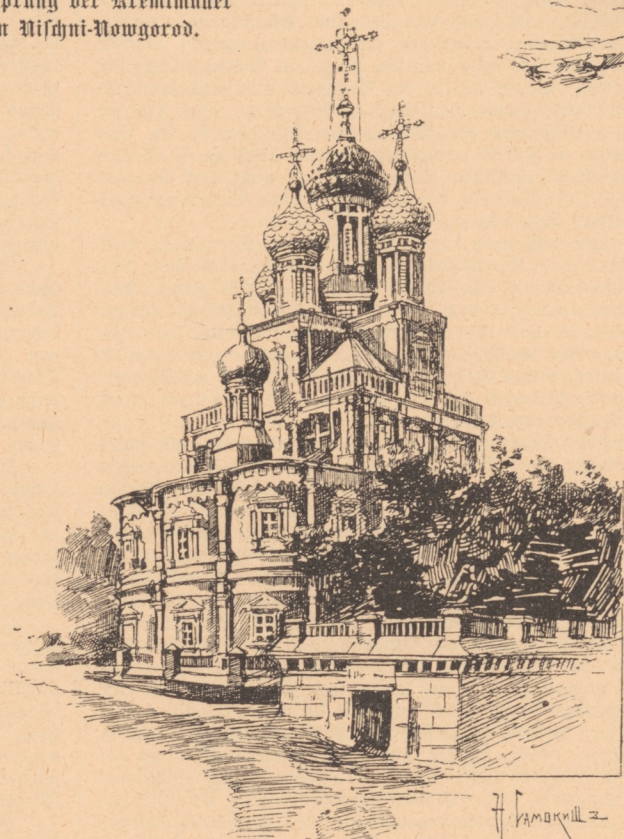
Die Glocken-Budenreihe auf der Messe.



Vorsprung der Kremlmauer in Nischni-Nowgorod.



Die Iwanowskaja (Johannisstraße) in Nischni-Nowgorod.



Die Stroganowkirche in Nischni-Nowgorod.

von Zollwitz hielt einen Moment inne und strich mit der Hand über die Stirn. „Ja — war riesig fétiert!“ fuhr er dann wieder fort.
 „Wer — Sie?“ fragte Köllern nekend und beugte sich ein wenig vor.
 „Nee. Die Kommandeursgöre! Hauptfächlich Lenkow, von den Ulanen —“
 „Der schwarze Lenkow? Der ist ja verheiratet,“ sagte Köllern erstaunt.
 „Nu bitte, Herr Kamerad, erzählen Sie oder ich?“ fragte Zollwitz in etwas pikiertem Tone.
 „Um Himmelswillen, nur keine Aufregung!“ lachte Köllern und lehnte sich wieder in seinen Stuhl zurück.
 „Also Lenkow war damals ledig und pouffierte sehr um sie herum; zu meinem ziemlichen Erstaunen, denn erstens hatte das Mädel dann befondere charme, und dann — na, ich ließ ihn ruhig gewähren und rührte keinen Finger, um sie ihm abspenstig zu machen. Denn

nichts dagegen machen, hauptsächlich da das Mädel mir gar nicht abgeneigt schien, und ihre Liebenswürdigkeit mindestens zu gleichen Teilen zwischen uns veranschagte.

Kommt da eines Tages irgend 'ne Geigenfee in unser Nest zum Konzertieren, und alles stürzt natürlich in den Harmoniesaal, wo der Hochgenuß verzapft werden sollte. Meine Herren, diese Toiletten, oder vielmehr diese Aufzüge! Alles von verjährten Kasinobällen her verwendet und mit ein paar ruppigen Zuthaten sozusagen aufgerichtet, und Glacéhandschuhe mit abgewetzten Fingerspitzen und schon weiß Gott wie oft mit Benzin gereinigt.“ Er schüttelte sich in der Erinnerung.

„Aber die Lizzy sah wieder aus — einfach pyramidal! Gelbes, glattes Seidenkleid ohne allen Aufputz, Haar ganz niedergekämmt, bis über die Ellbogen strohfarbene, dänische Handschuhe, und um den Hals eng gebunden sieben Reihen magnifiker Perlen. Wie ich sie so sah, war mein Entschluß gefaßt: was kann man mehr verlangen, als 'ne vornehm sehende Frau, die sich so diskret und elegant anzieht und noch dazu 'n Kommissvermögen in Schmuß um den Hals wickelt! Ich stelle mich also neben Lenkow, der sich ihrem Platz gegenüber an eine Säule postiert hatte, und unaufhörlich schmeicheln wir beide sie an — wir Gsel! Und sie, der Racker, reagiert tüchtig und nickt und lächelt und klappert mit den Augen, daß es 'ne wahre Freude ist. Aber plötzlich, mitten im schönsten Geklirre, sehe ich, wie sie nach ihrem Hals greift und ein ganz erschrockenes Gesicht macht; ein Faden mußte gerissen sein, und langsam kollerten die kostbaren Perlen über das knisternde Seidenkleid hinunter auf den Boden, wo sie natürlich die höchste Gefahr liefen, von den Umstehenden zertreten zu werden oder sonst irgendwie verloren zu gehen. Trotzdem die Geigerin eben ein schmelzendes Andante spielte, rückten und drängten alle, um beim Aufheben behilflich zu sein, am eifrigsten waren Lenkow und ich.

Ruhig und gelassen blieb nur wieder Lizzy, die sich nur mit ein paar kleinen, unauffälligen Bewegungen nach ihrem Schmuß bückte und immer den Adern leise zuflüsterte, doch um Himmelswillen keinen solchen Nadau zu veranstalten. Ja, als mein Säbel gar zu laut rasselte, legte sie ihre Hand auf meinen Arm, schaute mich mit ihren braunen Augen treuherzig an und murmelte: „Lassen Sie doch, lassen Sie, wir finden sie nachher schon noch“, und ganz verlegen sah sie dabei aus, daß sie so die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Ich kann euch sagen, ich hatte ein Gefühl, als ob ich einer Fürstin gegenüberstände. Ein Weib, das solchen Reichtum zu vergeben hatte und mit solch' königlicher Ruhe vielleicht Tausende davon verlor — ganz berauscht war ich und konnte

„Scheffer,“ vollendete Köllern, da Zollwitz sich nicht recht auf den Namen zu bestimmen schien.
 „Meinetwegen heiße sie, wie sie will. Ihre Perlen, meine ich, walben — äh — päinliche Gefühle, Erinnerung.“ Halb lachend, halb ärgerlich schwemmen er sein Glas Sekt hinunter.

„Nu, thun Sie mir mal den einzigen Gefallen und reden Sie zusammenhängend, ja!“ sagte Köllern, dem Kameraden das Glas noch füllend.

„Ja, erzählen Sie uns doch etwas —“

„Aus Ihrem Seelenleben!“ lachte Köllern.
 „Wenn es nicht zu indiscret ist, in Sie zu dringen —“ begann eben Malchow einen sehr schönen Satz, in dem er eine Anzahl gentleman-licher Gefühle zu bekunden dachte.

Aber Schlichting und Köllern ließen ihn nicht ausreden, sondern drängten und neckten Zollwitz, bis er wohl, sondern ärgerlich erzählten begann.

„Die Geschichte liegt schon eine Zeit zurück,“ hob er an. „War damals noch in dem Nest —“

„Poor Yorik,“ schaltete Malchow ernsthaft ein.

„Na, so 'n Garnisonsnest, meine Herren, Gnade einem Gott, wenn man dahin verschlagen wird! Da ist nämlich alles nicht: kein anständiger Tropfen, keine Weiber, keine Damen, keine Geselligkeit, kein jeu. Nur der Kommandeur machte ein nettes Haus, hatte eine reiche Amerikanerin geheiratet, die drüber Kohlenminen besitzt und 'ne ganze solche Köhlerfamilie, die sie einmal in hundert Jahren beerben wird. Das heißt, so ging das Gerücht in dem Nest, ob's ganz richtig war, mit dem enormen Reichtum, wußte ich nicht genau, kümmerte mich auch zu Anfang nicht sonderlich darum. Die Kommandeuse sah noch recht gut aus, frisches, rotes Gesicht und schneeweiße, krause Haare —“

„Haben alle Amerikanerinnen,“ warf Malchow in überlegenem Sachverständigtone dazwischen.

„Auch eine Tochter war da, Lizzy, nicht mehr recht jung, hoch in die fünfundzwanzig —“

Köllern nickte. „Chic?“ fragte er verständnisvoll.

„Haben ja gehört, Kohlenfamilie im Hintergrund. Sonderlich hübsch war sie nicht, sehr groß, wohl auch edig —“

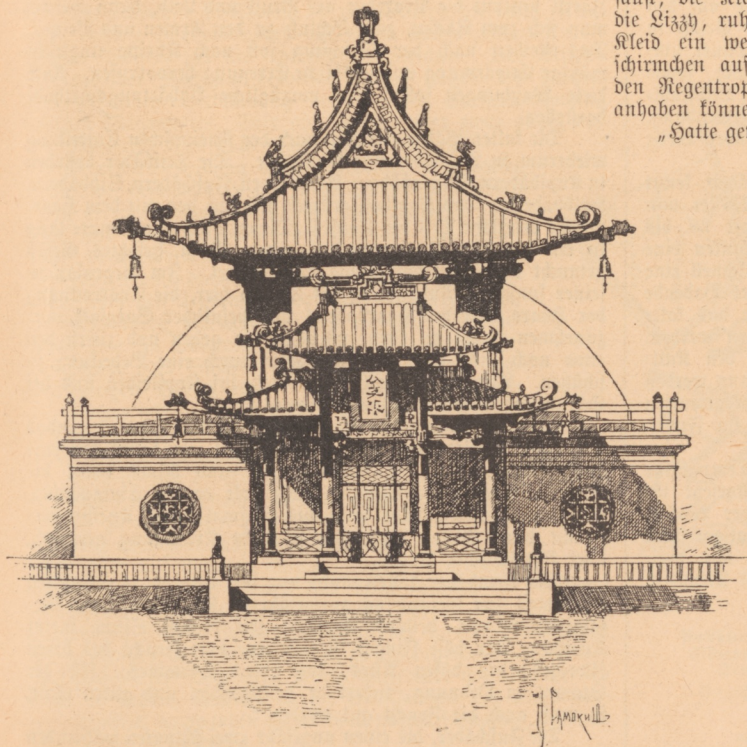
„Echt amerikanisch,“ ließ Malchow hören.

„Guten Teint, hübsche Augen, gefiel mir aber doch nicht recht, obwohl sie sehr lustig und schneidig sein konnte, und ihr Lachen war süß, wirklich sehr süß —“ Der Lieutenant

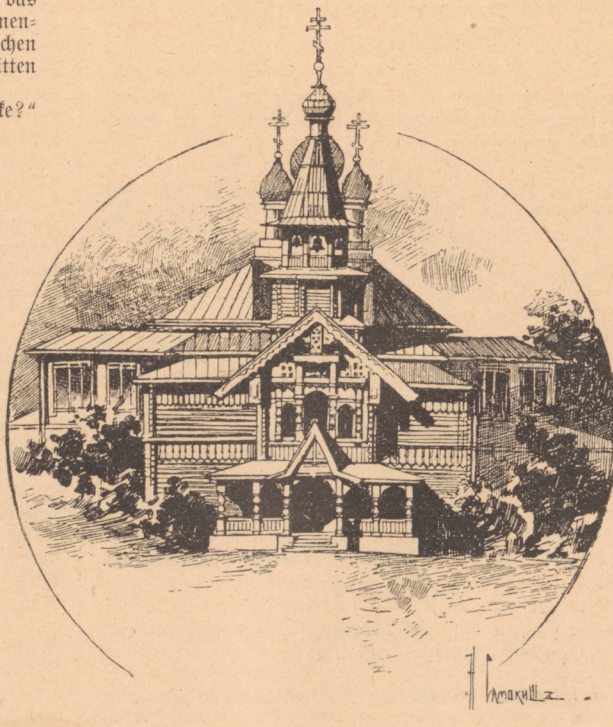
wie gesagt, sie gefiel mir keineswegs, und außerdem habe ich einen gewissen Respekt vor diesen amerikanischen Rentieren, bei denen man eines Tages bemerkt, daß man ein schauerböses Mädel aus Liebe geheiratet hat — sicher und solid ist da meine Devise. Aber einmal hat mir das Frauenzimmer doch imponiert. War bei einem plötzlichen Platzregen, der anfang, gerade als sich alles im höchsten Staat am Sonntag vormittag auf der Hauptpromenade erging. Das Gekreische und Gekaste und Gerecke von den Weibern hätten Sie sehen sollen! Als ob sie gemeinsam von Zucker bewirbelt wären und Zergehen gesüßlet hätten. Wie sie ausgesehen bei dieser Rennjagd, galt ihnen ganz gleich. Die Hüte schief gerückt, die Haare zerfaßt, die Kleider plump aufgeschürzt. Und unter all ihnen die Lizzy, ruhig, vornehm, gelassen, mit der einen Hand das Kleid ein wenig emporraffend, mit der andern ihr Sonnenschirmchen aufgespannt haltend, ging sie so quasi zwischen den Regentropfen durch, als ob sie ihr allein nichts hätten anhaben können —“

„Hatte gewiß einen hübschen Fuß und seidene Unterröcke?“ inquirierte der allezeit fashionable Malchow.

„Seidene Unterröcke? Kann sein. Hübschen Fuß? Gewiß nicht, schmal, aber endlos lang, und Stiefel mit breiten Absätzen — nee, schön war nichts an ihr als ihre monumentale Ruhe, die so wohlthuend abstrich von dem krähwinkligen Gezappel der andern Weiber. Und damals dachte ich zum erstenmal bei mir: „Sonderbar, daß so ein Mädel fünfundzwanzig Jahre alt wird, ohne an den Mann gekommen zu sein.“ Also, wie gesagt, damals gefiel sie mir, und der gute Eindruck, den sie hervorgebracht hatte, blieb auch lange Zeit haften. Ohne mir was zu vergeben, fange ich an, Lenkow ein bißchen ins Garn zu steigen, pouffiere die Lizzy mit Taft und Ausdauer und ziehe so auch unter der Hand praktische Erfindungen ein, die gar nicht übel ausfielen. Lenkow nahm's natürlich höflich krumm, konnte aber



Von der Ausstellung: Pavillon der ostibirischen Theehändler.



Von der Ausstellung: Russische Muster-Volkschule nebst Kirche.

den nächsten Tag kaum erwarten, an dem ich zu ihr gehen, mich nach ihrem Befinden erkundigen und einen entscheidenden Schritt wagen wollte.

Na, die Stunde kam auch heran, die Eltern waren sogar ausgegangen, Lizzy saß allein im Wohnzimmer und kriegte 'nen feuerroten Kopf, als ich eintrat. Deutete mir das natürlich als günstiges Zeichen, ich — na, wir kamen selbstverständlich gleich auf den gestrigen Abend zu sprechen, auch auf die „Halsbandaffaire“, wie sie sie scherzend nannte, und ich drückte ihr in wohlgelegten, schönen Worten meine Anerkennung und Bewunderung über ihre große Selbstbeherrschung aus. Da wird sie noch röter, senkt den Kopf, hebt ihn dann wieder und bricht endlich in ein schallendes Gelächter aus. Ich bin sehr perplex.

„Mein gnädiges Fräulein, diese Heiterkeit —“ Sie läßt mich aber garnicht erst ausreden, sondern schlägt erstaunt die Hände zusammen und sagt leise verwundert: „Mein Gott, hat Ihnen denn nicht gerade meine Ruhe verraten, daß ich simple, wertlose Wachsperlen anhatte? Ja, um echte hätte ich mich schon ein bißchen mehr gehabt.“

„Meinen Kopf könnt ihr euch vielleicht vorstellen, meinen innerlichen Aerger sicher nicht; so gesoppt, genaßführt zu sein, vor sich und vor den andern, wegen ein paar lumpiger Wachsperlen! — Gott, schließlich wenn ich jetzt daran denke, kommt's mir garnicht so schlimm vor, aber damals war ich einfach außer mir, und in meiner Wut schätzte ich auch gleich den ganzen Reichtum nach diesen elenden Wachsperlen ein und dachte in meiner Verblendung garnicht daran, daß doch wohl nur solid fundierte Leute solche Späße machen und — eingestehen.“

Ziemlich auffallend zog ich mich denn von der Familie zurück, ließ Wochen verstreichen, ohne wieder hinzugehen, aber — das Teufelsmädchel kriegte ich nicht mehr aus dem Kopf. So nach und nach verdrauchte auch mein Groll, ich fing an, die ganze Sache als das zu nehmen, was sie wirklich war, als eine dumme Kinderei, und freute mich, als ich von Lenkow erfuhr, daß so ungefähr sechs Wochen nach jenem Konzert Lizzy ihren Geburtstag feierte. Ich schickte ihr denn 'nen pyramidalen Strauß, machte mittags persönlich Gratulationsvisite und freute mich, als Lizzy mir mit sichtlicher Freude für die Blumen dankte, denen sie einen Ehrenplatz auf ihrem reichen Geburtstagstisch angewiesen hatte.

„Und nun werde ich Ihnen etwas anvertrauen,“ flüsterte sie mir zu, „aber noch ist's Geheimnis, Sie dürfen es keinem Menschen sagen — hören Sie, keinem Menschen!“

Ich verneigte mich stumm, schon mit etwas bekommener Brust.

„Sie sind der erste, der's erfährt,“ plapperte sie weiter, „denken Sie, jetzt gehöre ich bald ganz ins Regiment —“

„Mir wurde schwarz vor den Augen.“

„Morgen findet meine Verlobung mit Ihrem Freund Lenkow statt.“

Tableau! Ich verbeiß wieder 'mal meinen Aerger, beglückwünschte sie so fagenfreundlich wie möglich und kann mich sogar zu einem Lächeln zwingen, als sie boshaft lichernd zuzügt: „Denken Sie nur, Lenkow sagt mir, daß er sich gerade am Abend der Halsbandaffaire entschlossen hat, um mich anzuhalten. Wären die Perlen echt gewesen, hätte er sich nie an mich 'ran getraut, so aber, meinte er, passe ich dazu, mit wenig Gage viel herzumachen.“

Der schöne Lieutenant hörte auf zu sprechen.

„Nun — und?“ verhörte Malchow hartnäckig weiter.

„Nichts und!“ entgegnete von Zollwitz ärgerlich. „Sind verheiratet, haben 'nen Stammhalter, während ich hier sitze und mich von Ihnen ausfragen und anlachen lasse.“

„Na, Bröschchen, armer Zollwitz. Und daß Sie bald eine ebenso Würdige finden!“ sagte Malchow und erhob sein Glas.

„Prost, prost!“ Und die vier Gläser klangen aneinander.

„Jetzt begreife ich Ihre Aversion gegen Perlen,“ meinte Köllern nachdenklich. „Aber die der kleinen Scheffer —“

„Bitte, sprechen wir nicht weiter davon!“ lehnte von Zollwitz entschieden ab, und es geschah, wie er es wünschte.

Aber die paar kurzen Stunden hindurch, die er noch zu Hause schlafen konnte, ehe der unerbittliche Dienst ihn rief, träumte er unaufhörlich von einem schlanken, weißen Hals, um den sich sieben Reihen großer Perlen straff spannten — ob diese beiden Requisiten aber zu der kleinen Scheffer gehörten, oder zu der jungen Frau von Lenkow, das ist bis zum heutigen Tag noch unentschieden geblieben.

Aphorismen.*

Von Karola Blaker.

Gewiß ist die Liebe ein unerschöpfliches Thema. Wer sie aber am tiefsten und reinsten erlebt hat, der weiß am wenigsten darüber zu sprechen.

Nach dem Durchleben eines großen Schmerzes sieht man Welt und Leben klarer und erkennt manches, das vorher unsichtbar schien. Denn der Schmerz ist eine schwarze Nacht, die durch ihr allmähliches Verschwinden dem an Dunkelheit gewöhnten Auge die Dinge deutlicher zeigt.

Wirklich dumme Menschen sind wirklich gut. Was bei ihnen so erscheint, ist nichts weiter als Schläffigkeit des Willens. Die wahre Güte aber muß eine gewollte sein.

In unsern Kindern besitzen wir die Zukunft in sichtbarer Gestalt; sie sind für uns zu Fleisch und Blut gewordene Hoffnung.

Was einer in der Jugend wünscht, hat er im Alter genug. — Doch die Wünsche kamen mit Musik und Regenbogenfarben; die Erfüllung in gedämpfter Stimmung und in grauen Tönen.

Wer es versteht, mit Herzensammut alt zu werden, der wird auch in hohen Jahren nicht alt sein.

* Aus „Jugend und Ausblick.“ Von Karola Blaker (Seidelsberg, Georg Weisk.)

Die Kneippmethode des Pfarrers Kneipp.

Von Dr. med. J. Reinhardt.

Nachdruck verboten.

Das Gute nehmen, woher es kommt, ist der Grundsatz der modernen Heilkunde. Es giebt keinen Arzt, vor allem keinen Kinderarzt mehr, der ohne Priepriepische Umschläge auskommen kann. Denn auch die ärztliche Wissenschaft hat die grundlegenden Beobachtungen des scharfblickenden schlesischen Gutsbesizers nach und nach derart anerkannt, daß noch heute die entsprechende Behandlungsform den Namen des ersten Einführers trägt. Auch in jüngster Zeit hat ein neues Naturheilverfahren wieder allgemeine Anerkennung gefunden, dessen Anwendung und Technik einem Laien, dem schwedischen Major Thure Brandt, zu verdanken ist: die Massage bei Frauenkrankheiten. Es ist selbstverständlich, daß sich die Wissenschaft eine Kontrolle aller solcher Hilfs- und Heilmittel vorbehält, und daß bei der Million Mittel und Mitteln, welche die Laien vielfach ohne jede Berechtigung und nicht selten unter ernstlichem Schaden anwenden, die Thure Brandtsche Methode erst die Vorurteile überwinden und sich nur allmählich zur allgemeinen Anerkennung durcharbeiten konnte, ein Schicksal, das die Entdeckung des schwedischen Majors mit derjenigen der größten und genialsten Erfinder teilt.

Viel besprochen, viel gepriesen, von vielen auch noch bespöttelt ist heute die von dem Pfarrer Kneipp in Würzshofen vorgeschlagene und nach ihm benannte Behandlungsmethode, mit der wir uns jetzt um die Frage zu kümmern, ob die Nerzte recht haben, die in der Mehrzahl diese Angelegenheit noch als eine cause négligeable behandeln, oder die begeisterten Anhänger des Würzshofener Pfarrherrn, die ihm Heilerfolge in Fällen zuschreiben, wo die ärztliche Kunst ihre Machtlosigkeit zugestehen mußte, oder ob nicht auch hier die bisherige Zurückhaltung der wissenschaftlichen Mediziner einer allmählichen Anerkennung Platz machen wird.

Kneipp will mit seiner Wasserkur ein Dreifaches: das Auflösen der Krankheitsstoffe, das Ausscheiden der krankmachenden Ursache und die Kräftigung des Organismus. Zu dem Auflösen der Krankheitsstoffe bringt er Dämpfe und warme Kräutervollbäder zur Anwendung; das Ausscheiden der Schädigungsmomente bewirken Wicklungen und Gießungen; die Kräftigung des Körpers soll durch kalte Gießungen, kalte Waschungen und kalte Bäder erzielt werden.

Kneipps Dämpfe sind im Grunde nichts andres als unsre gewöhnlichen Dampfbäder, nur daß er sie immer nur gegen einen Körperteil richtet. Dabei verurteilt er die gebräuchlichen Dampfbäder und erwartet von seinen Teildämpfen die Auflösung verdorbener Säfte und störender Blutströmungen. Starke und zu Fettansammlung neigenden Personen verbietet er, da sie meistens blutarm sind, den Gebrauch dieser Behandlungsform. Die Dämpfe können gegen Erkrankung sämtlicher Körperteile in Anwendung kommen, besonders aber verwendet Kneipp den Kopfdampf, den Fußdampf und den Leibdampf.

Für die Entwicklung des Kopfdampfes gebraucht er ein kleines Holzgefäß, das auf einem der Größe des Patienten entsprechenden Stuhl gestellt und mit kochendem Wasser gefüllt wird. Der Patient beugt sich über das Gefäß mit entblößtem Oberkörper. Kopf, Rumpf und Gefäß werden mit einer gewaltigen Wolldecke locker, aber so, daß kein Dampf entweichen kann, umgeben. Die Entwicklungsdauer stellt sich auf ungefähr zwanzig Minuten und wird trotz des Sträubens mancher Patienten innegehalten. Es wird sogar verlangt, daß Augen, Nase und Mund, soweit zugänglich, geöffnet werden, um dem Dampfe eine entsprechende Eingangspforte darzubieten. Ist das Dampfbad vorüber, so folgt eine rasche, aber energische Waschung mit kaltem Wasser. Dann hat der Kranke sich einer gründlichen Körperbewegung zu unterziehen. Der Kopfdampf empfiehlt sich nach Kneipp besonders bei Erkältungen, die durch raschen Temperaturwechsel oder Nässe hervorgerufen sind und sich in Kopfschmerzen, Ohrensausen, in rheumatischen Schmerzen des Oberkörpers äußern. Auch bei Blutandrang zum Kopfe nach Schlaganfällen wendet er den Kopfdampf an und nach seiner ungefähr viertelstündigen Einwirkung ein sich anschließendes Fußbad. Die Vornahme dieser Kur soll zweimal in der Woche stattfinden. — Der Fußdampf wird in einem mit heißem Wasser gefüllten Holzgefäß zur Entwicklung gebracht, über das zwei Holzstäbe als Fußstützen für den Heilungsuchenden gelegt sind. Hat der auf einem Stuhl sitzende Patient, dessen Oberkörper bekleidet ist, seine Füße auf den Stützpunkt gebracht, so werden wiederum Weine und Gefäß in oben angegebener Weise und während der gleichen Dauer umhüllt. Eine kalte Abwaschung ist ebenfalls erforderlich, sowie zweimalige Wiederholung in einer Woche. — Der Leibdampf kommt namentlich bei Schwerkranken zu Verwendung, um Schweiß zu erzeugen, und wird in entsprechender Weise entwickelt.

Für die Darreichung warmer Kräutervollbäder kennt Kneipp zweierlei Methoden. Eine mit warmem Wasser von 26 bis 28 Grad R. — bei älteren Personen mit 28 bis 30 Grad R. — gefüllte Badewanne dient dem Kranken eine knappe halbe Stunde zum Aufenthalt. Dann wird schnell eine benachbarte Wanne kalten Wassers benutzt, in die der Badende bis zum Kopf hineingesetzt wird. Als Ersatz für das kalte Bad kann auch eine kalte Waschung vorgenommen werden. Der Zeitraum für den zweiten Behandlungsteil, den Kaltwasserbetrieb, beläuft sich auf nur eine Minute. Dann werden die Kleider rasch, ohne Abtrocknung des Körpers übergeworfen und eine energische Bewegung im Zimmer oder im Freien für mindestens eine halbe Stunde vorgenommen.

Die andre Methode ist folgende. Während die Temperatur des warmen Bades auf 30 bis 35 Grad R. festgesetzt ist, findet nicht, wie vorher, ein einmaliger endgiltiger Wechsel von warmem und kaltem Wasser, sondern ein dreimaliger statt. Daher wird dies Bad als „das warme Vollbad mit dreimaligem Wechsel“ bezeichnet. Seine Dauer ist 33 Minuten. Demnach lautet die Verordnung:

- 10 Minuten in das warme Bad,
- 1 Minute in das kalte Bad,
- 10 Minuten in das warme Bad,
- 1 Minute in das kalte Bad,
- 10 Minuten in das warme Bad,
- 1 Minute in das kalte Bad.

Diese Bäder erhalten als Zusatz hauptsächlich Kräuter-

abkochungen von Heublumen, Hahnenfuß und Zinnkraut. Hahnenfußbäder läßt Kneipp besonders Kranken, die an Nieren- und Blasenkrankungen, Stein-, Gicht-, und Griesablagerungen leiden, verabfolgen. Durchaus normalen Leuten verordnet er niemals warme Vollbäder, hingegen jüngeren, schwächlichen, blutarmen und nervenschwachen Personen. Die Hausmutter läßt er jeden Monat ein solches Bad von 28 Grad R. mit sich anschließender kalter Waschung nehmen.

Von Wicklungen bringt die Kneippische Kur den Kopfwickel, den Halswickel, den Schawl, den Fußwickel, den Unterwickel, den kurzen Wickel, das nasse Hemd und den spanischen Mantel zur Benutzung. Im Gegensatz zum Priepriepischen Umschlag, der bekanntlich in Gestalt eines in Wasser getauchten Leinens, über das eine trockene, wollene Decke und dann Guttaperchaspapier gebracht ist, auf dem erkrankten Körperteil befestigt wird, ist hier unter Wickel ein Befestigen der erkrankten Stelle selbst und Umhüllen derselben mit einem trockenen Tuche zu verstehen. Die Wicklungen sollen halbstündlich erneuert werden. Der Kopfwickel dient als Mittel gegen Kopfschmerzen, Kopfschuppen und Ausschläge des Kopfes. Der Halswickel ist das Medikament gegen Halsentzündungen und „Schlingungsbeschwerden“, soll aber nicht viele Stunden hintereinander, also auch nicht die ganze Nacht hindurch angewendet werden. Der Schawl, der die Brust und den entsprechenden Rückenteil umhüllt, soll nach Kneipp ein Ableitungsmittel gegen Kopfschmerzen sein und wird deshalb von ihm bei geisteskranken Frauen in Verbindung mit Fußwickeln benutzt. Diese Fußwickel werden in überraschender Einfachheit konstruiert. Man zieht ein paar nasse Socken an und darüber trockene Wollstrümpfe. Kneipp gestattet, den Fußwickel die Nacht hindurch anzubehalten. Die Wirkung, die dem Fußwickel außer der schon angegebenen zugeschrieben wird, ist das Ausscheiden schlechter Säfte aus den Füßen, eine Temperaturherabsetzung bei entzündlichen Prozessen und die Ableitung des Blutzuflusses vom Rumpf. Der Unterwickel erstreckt sich von der Schulterhöhe bis zu den Fußspitzen und soll bei Fußgeschwülsten und Krämpfen, sowie bei Gichtleiden hervorragendes leisten.

Das Hauptinstrument der Kneippischen Behandlung ist der kurze Wickel. Seine Domäne ist das Gebiet, das von den Armen bis zu den Knien reicht. Unter seiner Anwendung, behauptet Kneipp, werden Nieren, Leber und Leib der Kranken von schädlichen Stoffen gereinigt und Gesunde vor vielen Krankheiten behütet. Ohne Angabe eines weiteren Grundes wird in Würzshofen der kurze Wickel überall dort zuerst angewendet, wo man über das Wesen eines Leidens noch zu keiner Entscheidung gelangt ist.

Nasse Verwandt mit dem kurzen Wickel ist das nasse Hemd. Der Patient zieht ein angefeuchtetes Hemd an und legt sich, von einer Wolldecke umhüllt, ein bis zwei Stunden in ein Federbett. Dies Verfahren soll eine außerordentlich beruhigende Wirkung ausüben und bei Gemütsleiden, bei Weitzanz und ähnlichen nervösen Krankheitserscheinungen, sowie bei Hauterkrankungen angebracht sein.

Im spanischen Mantel endlich wird der ganze Körper des Patienten mit Ausnahme des Kopfes bei Katarthen und Schleimfieber, bei Pocken und Typhus und bei Podagra eingehüllt. „Wer wissen will, wie und wie stark der spanische Mantel wirkt, der unterjuche das Wasser, in welchem der Wickel nach der Anwendung stets sorgfältig ausgewaschen werden soll. Er wird finden, daß es ganz trüb ist; ja, er wird staunen und es kaum glaublich finden, daß ein spanischer Mantel solchen Unrat auszugiehn imstande ist,“ sagt Kneipp.

Mit den Gießungen, die in der zweiten Abteilung unserer Tabelle bei kränklichen Personen, unter Anwendung einer Temperatur von 15 bis 18 Grad R. benutzt werden, geschieht der Uebergang zur dritten Behandlungsgruppe. Statt der gewöhnlichen Douche, als deren Gegner sich Kneipp erklärt, verwendet er kalte Gießungen in Gestalt von: Knieguß, Derguß, Unterquß, Rückenguß, Vollguß.

Die Gießungen werden mit einer kleinen Gießkanne gegen die entsprechenden Körperstellen gerichtet. Besonders zur Erzielung bedeutender Abhärtung bei sonst gesunden, aber zur Fettleibigkeit neigenden Personen soll dies Verfahren sich bewährt haben, indem es den Blutkreislauf hebt und die körperliche Sensibilität überwinden lehrt.

Kneippische Waschungen haben die Besonderheit, daß jedes Abtrocknen danach verboten ist. Dabei müssen sie möglichst gleichmäßig auf den ganzen Körper ausgedehnt und rasch (eine Minute) vorgenommen werden. Das Waschungszeug ist ein grobkörniges, in kaltes Wasser getauchtes Handtuch. Zuerst beginnt die Prozedur auf Brust und Leib, dann wendet man sich zum Rücken, zum Schluß zu den Armen und Beinen. Das Reiben nach der Waschung soll nach Kneipp ungleichmäßige Erwärmung und schädliche Erregung hervorrufen. Auch diese Waschungen sollen eine vorzügliche Abhärtungsmethode darstellen.

Die kalten Bäder zerfallen nach der Kneippischen Einteilung wiederum in Teilbäder und Vollbäder. Die Teilbäder bestehen in Kopfbädern, Augenbädern, Armbädern, Fußbädern, Sitzbädern, Halbbädern. Das Kopfbad erstreckt sich auf den mit dem Haarwuchs bedeckten Teil des Kopfes. Dieser wird eine Minute lang in ein vor dem Patienten auf einen Stuhl gesetztes Gefäß getaucht und dann vollständig abgetrocknet. Im Gegensatz zu seiner sonstigen Anschauung rät Kneipp hier, die Austrocknung der Haare und des Haarbodens mit peinlicher Sorgfalt vorzunehmen, nicht zu früh ins Freie zu gehen und zuerst den etwa noch nicht ganz trockenen Kopf durch eine Bedeckung zu schützen. Anwendung soll dieses Bad bei Kopfschmerzen und bei Erkrankungen des Haarwurzelbodens finden.

Eine etwas merkwürdige Prozedur stellt das Augenbad dar. Der Patient bringt den oberen Teil seines Gesichtes eine halbe Minute lang in kaltes Wasser und öffnet dabei die Augen. Nach einer Minute wiederholt er die Eintauchung, und setzt dies ungefähr vier- bis fünfmal fort. Kneipp verspricht durch dieses Bad eine sichtlich Kräftigung gesunder, aber schwächerer Augen.

Die Armbäder sollen nicht nur den benannten erkrankten Körperteil zur Gesundung zurückführen, sondern auf den Gesamtorganismus heilend wirken. In diesem Sinne meint Kneipp: „Der böse Finger ist nur eine böse Frucht des bösen Zweiges, des bösen Astes, des bösen Stammes. Ist der Stamm in Ordnung, liefert er genügenden und guten Saft, so muß auch die Frucht gut werden.“

Die Fußbäder, die einen ungefähr zwei Minuten währenden Aufenthalt der Füße bis zu den Waden in kaltem Wasser er-

fordern, sollen eine Ableitung des zu starken Blutzuflusses von Kopf und Rumpf herbeiführen, die Müdigkeit ausziehen und Ruhe und guten Schlaf bringen.

Die kalten Sitzbäder sollen besonders die Verdauung erleichtern, die Blutzirkulation regeln und die schlechte Zusammensetzung des Bades verbessern. Die Badedauer ist die des vorhergehenden Bades. Da Kneipp die kalten Sitzbäder für ein vorzügliches Mittel gegen Schlaflosigkeit hält, so empfiehlt er auch bei zufälligem Erwachen während des nächtlichen Schlafes, rasch ein solches Bad zu nehmen und sich dann ohne weitere Abtrocknung wieder ins Bett zu legen.

Die Halbbäder Kneipps kommen in dreierlei Form zur Darreichung. Erstens soll man bis zu den Knien im Wasser stehen, zweitens bis zur Taille in Wasser, drittens im Wasser sitzen. Dieses kalte Halbbad — mit einer Dauer von ebenfalls zwei Minuten — betrachtet Kneipp als ein hervorragendes Abhärtungsmittel. Das Stehen und Knien im Wasser verodert nicht gewachsen sind, und glaubt, daß diese Badeform jeder Art von Unterleibs-erkrankungen vorbeugt.

Für den Gebrauch kalter Vollbäder gilt folgende Anweisung. Die Bäder sollen wiederum von möglichst kurzer Dauer — von einer bis höchstens drei Minuten — sein. Selbsterweichte empfiehlt Kneipp dies drei, das er — selbst Personen verbietet, gerade erhitzten und schweißgebadeten Personen. „Kaum irgend etwas wird selbst von ruhig besonnenen, einsichtsvollen Männern so sehr gefürchtet, wie in der Hitze, im Schwitze ins kalte Wasser zu gehen. Und doch, nichts ist schuldloser. Ja, ich stelle mich die wohlüberlegte und langjährig erprobte Behauptung auf: je ärger der Schwitz, um so besser, um so wirksamer das Bad! Bei unzähligen, die früher geglaubt hatten, es müsse sie bei solcher ‚Kochkur‘ sofort der Schlag treffen, war nach einem einzigen Versuch, nach der ersten Probe alle Furcht, alle Angst, alles Vorurteil geschwunden. Ich glaube, die Angst vor einer schädlichen Wirkung der kalten Bäder für Schwitzende rührt meistens von der Wahrnehmung her, daß Personen, die vor dem Schwitze triefend, plötzlich an die Kälte kommen oder der frischen Luft, besonders der Zugluft, sich aussetzen, sich manchmal schon für ihr ganzes Leben verdorben haben.“ Aus diesem letzten Grunde soll das kalte Vollbad auch niemals im Freien statt haben. Besondere Wirkung wird ihm noch bei skrophulösen Zuständen und Stoffwechsellernkrankungen zugeschrieben.

Schließlich verwendet Kneipp auch sogenannte Aufschläger, die zwar mit den Wädlungen eng verwandt sind, aber trotzdem ihre eigenen Benutzungsgesetze haben. Sie sind weiter nichts als feuchte, mit einer Wolldecke umhüllte Tücher und heißen je nach der Anbringung auf Brust und Leib Oberaufschläger, oder auf dem Rücken Unteraufschläger. Nach einständiger Einwirkung des Aufschlägers kann man sich im Freien bewegen oder noch ein wenig im Bett verweilen. Die Oberaufschläger dienen zur Stärkung von Magen und Darm, die Unteraufschläger zur Kräftigung der Wirbelsäule, des Rückenmarkes und endlich zur schnellen Beseitigung des Hegenpflusses, der nach Kneipp einer zweimaligen Anwendung dieses Aufschlägers an einem Tage in jedem Fall weichen muß.

Sehr energisch nimmt Kneipp Stellung gegen die Anwendung des Eisbentels oder der Eiskrawatte, die nur Augenschwäche, Schwerhörigkeit, Kopfschmerzen und manches andre Uebel herbeiführt. An ihrer Stelle bringt er die Aufschläger zur Anwendung. Auch die Blutentziehungen durch Aderlaß, Schröpfköpfe und Bluteigel verbannt Kneipp — übrigens genau wie die moderne Medizin — vollständig aus seinem Thätigkeitsressort.

Dies sind die Grundzüge der Kneipp'schen Wasserkur, deren kritische Besprechung einem folgenden Artikel vorbehalten bleiben soll. Hier mögen nur noch die jetzt gleichfalls weitere Kreise interessierenden Ansichten Kneipps über die allgemeine Gesundheitspflege kurze Erwähnung finden. Der Mangel an Abhärtung ist ihm die Ursache weitaus der meisten Krankheiten. So meint er: „Die Schwächlichen und Schwächlinge, die Blutarmen und Nervösen, die Herz- und Magenkranken bilden die Regel, die Kräftigen und Kerngesunden die Ausnahmen. Man fühlt sehr empfindlich jeden Wechsel der Witterung; der Uebergang der Jahreszeiten geht nie vor sich ohne Schnupfen und Katarrh; selbst der zu schnelle Eintritt ins warme Zimmer von der kalten Straße schneilt nicht ungerührt.“ Daher ist Kneipp einer der Apostel der Abhärtung geworden und diese Stellung hat er in seiner Wasserkur zum reinsten Ausdruck gebracht.

Die einfachste Ernährung ist nach Kneipp die beste. Kräftige, reizlose Hausmannskost mit einem nachfolgenden Trunkte frischen Wassers soll für jedermann ausreichen. Das Trinken während der Mahlzeit verbietet Kneipp wegen der dadurch herbeigeführten Verdünnung des für die Speiseverdauung nöthigen Magensaftes. Bier und Wein hat er zwar völlig von der Mahlzeit, aber doch nicht ganz verbannt.

Ueber die Bekleidung, deren willkürliche, unregelmäßige Anlegung, besonders in der kalten Jahreszeit, seinen Zorn erregt, äußert er sich folgendermaßen: „Der Kopf hat seine Pelzmütze; der Hals die feste Halsbinde, darüber den meterlangen Wollschlips; die Schultern tragen eine drei- bis vierfache Decke, beim Ausgehen noch den Ueberwurf oder gar den Pelztragen; die Füße allein, die armen, vernachlässigten Füße bedecken wie im Sommer die Socken oder Strümpfe, die Schuhe oder Stiefel. Was folgt aus dieser unvernünftigen Parteilichkeit? Das obere Umgebende und Umgewinde zieht, wie eine Pumpe das Wasser, Blut und Wärme in den oberen Stock, die untern Stockwerke werden blutarm und kalt, Kopfweh, Kongestionen, Erweiterung der Kopfadern, hundert Uebelbefinden und Nöte sind damit gelöste Rätsel.“ Als Gegenmaßnahme für die zurückgesetzten Füße und zur Gesundung des dadurch früher geschwächten Körpers hat er die Spaziergänge mit unbedeckten Körpertheilen durch nassem Gras, über feuchten Boden und durch Schnee in Vorschlag gebracht und bereits so berühmt gemacht, daß vielen Kneipp'schen Kur erscheinen. Schließlich ist Kneipp ein begeisterter Anhänger „unberlinstelter“ Leinwand, deren frothierende Wirkung auf die Haut er rühmt, während er die Wollkleidung als Miturheber der schrecklich wuchernden Blutarmut unsrer schwachen, elenden Generation verdammt.

Bücherschau.

„Reinheit.“ Novellen von Wilhelm von Polenz. Berlin, F. Fontane u. Co. 3 M. — Das neueste Werk des beliebten Verfassers enthält u. Co. 5 M. — Der Verfasser hat bereits in früheren Romanen seine Befähigung für die Schilderung des ländlichen High-life, des Lebens und Treibens der großen Grundbesitzer an den Tag gelegt. Auch in dem vorliegenden Werk weiß er mit plastischer Gestaltungskraft die Ritterlichen Figuren der ältesten Landbesitzer, sowie die hartnäckigen Erbschneidenden der „selbstgemachten Leute“ vorzuführen und beide Kreise in ihren mannigfachen Berührungen und Konflikten treffend zu charakterisieren. Großgrundbesitz, Industrialismus und Militarismus bilden das interessante Milieu, in dem die Vorgänge des Romans sich abspielen. In unsrer Zeit, in der Niemandes Philosophie von den Rechten des Starken die Geister beherrscht, ist es ein verdienstvolles Unternehmen, an lebenswahren Zeitbildern nachzuzweilen, daß es allein schon der Selbsterhaltungstrieb des Starken fordert, nicht bloß Recht zu fordern, sondern auch Pflichten anzuerkennen. Und als vornehmste Pflicht des Starken — dies ist der leitende Gedanke des vorliegenden und fesselnden Romans — gilt es, sich des Schwachen anzunehmen.

„Die Pflicht des Starken.“ Roman von Rudolf G. H. Berlin, Bong u. Co. 5 M. — Der Verfasser hat bereits in früheren Romanen seine Befähigung für die Schilderung des ländlichen High-life, des Lebens und Treibens der großen Grundbesitzer an den Tag gelegt. Auch in dem vorliegenden Werk weiß er mit plastischer Gestaltungskraft die Ritterlichen Figuren der ältesten Landbesitzer, sowie die hartnäckigen Erbschneidenden der „selbstgemachten Leute“ vorzuführen und beide Kreise in ihren mannigfachen Berührungen und Konflikten treffend zu charakterisieren. Großgrundbesitz, Industrialismus und Militarismus bilden das interessante Milieu, in dem die Vorgänge des Romans sich abspielen. In unsrer Zeit, in der Niemandes Philosophie von den Rechten des Starken die Geister beherrscht, ist es ein verdienstvolles Unternehmen, an lebenswahren Zeitbildern nachzuzweilen, daß es allein schon der Selbsterhaltungstrieb des Starken fordert, nicht bloß Recht zu fordern, sondern auch Pflichten anzuerkennen. Und als vornehmste Pflicht des Starken — dies ist der leitende Gedanke des vorliegenden und fesselnden Romans — gilt es, sich des Schwachen anzunehmen.

„Die Pflicht des Starken.“ Roman von Rudolf G. H. Berlin, Bong u. Co. 5 M. — Der Verfasser hat bereits in früheren Romanen seine Befähigung für die Schilderung des ländlichen High-life, des Lebens und Treibens der großen Grundbesitzer an den Tag gelegt. Auch in dem vorliegenden Werk weiß er mit plastischer Gestaltungskraft die Ritterlichen Figuren der ältesten Landbesitzer, sowie die hartnäckigen Erbschneidenden der „selbstgemachten Leute“ vorzuführen und beide Kreise in ihren mannigfachen Berührungen und Konflikten treffend zu charakterisieren. Großgrundbesitz, Industrialismus und Militarismus bilden das interessante Milieu, in dem die Vorgänge des Romans sich abspielen. In unsrer Zeit, in der Niemandes Philosophie von den Rechten des Starken die Geister beherrscht, ist es ein verdienstvolles Unternehmen, an lebenswahren Zeitbildern nachzuzweilen, daß es allein schon der Selbsterhaltungstrieb des Starken fordert, nicht bloß Recht zu fordern, sondern auch Pflichten anzuerkennen. Und als vornehmste Pflicht des Starken — dies ist der leitende Gedanke des vorliegenden und fesselnden Romans — gilt es, sich des Schwachen anzunehmen.

„Die Chemie im täglichen Leben.“ Gemeinverständliche Vorträge von Prof. Dr. Laskar-Cohn. Hamburg, Leopold Voss. 4 M. — Das Buch zeigt in leicht faßlicher Form, wie das Verständnis zahlreicher Vorkommnisse des täglichen Lebens nur auf Grundlage von chemischen Kenntnissen möglich ist oder doch dadurch wesentlich erleichtert wird. Atmen, Verdauung, Körperwärme, Diät, Herstellung geistiger Getränke, Farbstoffe, Papier, Zucker, Seifenindustrie, Photographie, Delmalerei, Eisen, Silber und Gold, Schlafmittel, Glas, Beleuchtung, Feuerung, Antiseptika und viele andere Dinge werden in bunter, aber wohlgegründeter Folge besprochen. Auch volkswirtschaftliche Fragen, wie die Bedeutung der Zuckerverbände für die Landwirtschaft, die damit in Verbindung stehenden Steuerverhältnisse u. s. w. werden in anschaulicher Weise behandelt.

„Gefunde Nerven.“ Von Dr. Otto Dornblüth. Rostock, W. H. Werthe. 2.50 M. — Der Verfasser, ein erfahrener Nervenarzt, der sich bereits durch zahlreiche neurologische und psychiatrische Veröffentlichungen bekannt gemacht hat, bietet in dem praktisch angelegten Buche vielfache Anregungen, um Störungen der Nerven- und Gehirngeundheit vorzubeugen. Das Buch giebt verschiedene Mittel zur Stärkung der Nerven an und ist bestrbt, Klarheit über diese Zeitkrankheit zu verbreiten.

Metamorphosenaufgabe.

Table with 5 columns and 5 rows containing letters N, i, e, t, e and G, l, ü, c, k.

Wie gelangt man durch Wortverwandlungen von „Niete“ über höchstens fünf Zwischenstufen zu „Glück“?

Man läßt jedes neue Wort aus dem vorhergehenden entstehen, indem man zwei Buchstaben verändert und die drei andern beibehält.

Wechselrätsel.

Wenn du finden mich willst, so suche mich unter den Sternen. Nennst du Kopf mir und Fuß, bin ich als Dichter berühmt.

Rebus.



Auflösung der vier-silbigen Charade Seite 319. Vergißmeinnicht.

Auflösung der Aufgabe Seite 319. Man muß die Zahl 71 zweimal, die Zahl 96 acht-mal streichen.

Auflösung des französischen Rätsels Seite 319. Dom Remy.

Sommertoilette für junge Mädchen.

(Hierzu Titelbild S. 337.)

Voll jugendlicher Anmut ist die Toilette aus weichem, gelb gemustertem Foulard, deren Rock bis auf den Vorderteil, der glatt bleibt, in seine Plisseealten gebrannt ist. Die Taille ist blusenartig mit halblangen, bauschigen Ärmeln gearbeitet und am Rande der letzteren, sowie am Ausschnitt der Taille mit dop-peltem, mit gelben Valenciennes begrenzten Plissee aus weichem Kreppstoff garniert. Den vordern Schluß deckt ein Jabot aus plisierter Gaze und Spitze. Der Gürtel aus gelbem Seidenband ist hinten, wie nebenstehende Ansicht zeigt, mit kurzer, flotter Schleife geschlossen.



Die Toilette wird durch einen hellen, runden Strohhut aus weichen Pantastiegeleht vervollständigt, der in reizvoller Weise mit weichem Tüll, Kornähren und Feldblumen geziert ist.

Bezugquelle: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

Die Zahl der Studentinnen der Berliner Universität ist von 60 im letzten Vierteljahr in diesem Sommersemester auf 35 zurückgegangen. Der Grund für diese Erscheinung ist darin zu suchen, daß die Zulassung von Frauen zu den Vorlesungen an der Universität Berlin ziemlich schwierig gemacht worden ist. Notwendig ist nämlich 1. die Erlaubnis des Unterrichtsministers, 2. Erlaubnis des Rektors, 3. Einwilligung des Dozenten, dessen Vorlesung die Dame zu hören wünscht. Weiterhin besteht die Bestimmung, daß der Erlaubnischein alle Halbjahre neu zu lösen ist. Anmeldebücher werden nur denjenigen Frauen ausgehändigt, die sich auf eine Prüfung vorbereiten und zu dieser einen Nachweis über die gehörten Vorlesungen zu führen haben.

Die Thätigkeit des Diakonievereins in Herborn erweitert sich beständig; die Zahl der Mitglieder beträgt über 600. Außer einem Diakonieseminar in Herborn ist ein „Töchterheim“ für kirchliche Diakonien in Kassel und ein solches für Lehrdiakonien ebendort errichtet; ein Erholungs- und Feiertagsheim befindet sich auf Schloß Werdorf. Als Ausbildungsstätte für Krankenpflege ist noch die städtische Krankenanstalt in Zeit gewonnen; das Marienkrankenhaus in Dresden ist als Centralstation für Hauskrankenpflege eingerichtet. Besondere Aufmerksamkeit wird der Heilerziehung und der Wohnpflege genötigt.

Frau Dr. med. Kerschbaumer, die einen Ruf als Professor der Augenheilkunde nach St. Petersburg erhalten hat, ist der erste weibliche Professor in Russland. Sie ist Russin von Geburt und heiratete einen österreichischen Arzt, mit dem sie bekanntlich die Augenklinik in Salzburg i. J. 1875 begründete, die sie bis jetzt geleitet hat. Sie studierte hauptsächlich in der Schweiz.

Die Verwaltung von Bibliotheken geht in England mehr und mehr in die Hände von Frauen über. Als Vorbildung wird eine tüchtige Gymnasialbildung für ausreichend erachtet. Im People's Palace, jenem bekannten Londoner Volksbildungsinstitut, sind neuerdings Damen angestellt worden, ebenso an zahlreichen Privatbibliotheken. Es werden 1200 bis 3000 Mark Gehalt bezahlt, während in Amerika sogar 1500 bis 3000 Mark gegeben werden. Durch Bearbeitung von Katalogen und ähnliche Arbeiten ist überdies noch lohnender Nebenverdienst zu erzielen.

Die kostbarste Nähnael der Welt befindet sich im Besitz der Königin Viktoria von England. Sie wurde in der berühmten Nabelfabrik von Rebbich hergestellt und hat die Form der Trajanssäule in Rom. Ein bandförmig geschlungener Zug von Figuren, welche Ereignisse aus dem Leben der Königin darstellen, windet sich um den Schaft der Säule. Sie sind im Relief gearbeitet und so fein geschnitten, daß sie nur mit dem Vergrößerungsglas erkannt werden können.

Als Lehrerin der Reitkunst hat Miß Eva Christy in London große Erfolge zu verzeichnen. Nur Frauen sind imstande, wirklich fachverständige Angaben über den Sitz der Reitleiter, das Sattelzeug und hundert andre Kleinigkeiten zu machen, von denen die Anmut und Sicherheit der Reiterin abhängig sind. Miß Christy begann ihre Laufbahn, indem sie sich durch Zeitungsanzeigen erbot, jungen Damen beim Reiten als Begleiterin zu dienen. Bald wurde es in weiteren Kreisen bekannt, daß sie, selbst eine vollendete Reiterin, bessere Winke zu erteilen verstände als die, welche in Reitschulen zu haben sind. Sie verfügt jetzt, vermöge ihres Kennens und Könnens, über ein glänzendes Einkommen.

Frau Sophie Keller ist die erste Frau in Dänemark, die ein großes, nur aus Künstlerinnen bestehendes Orchester leitet. Im vorigen Jahr zog sie sich von der Bühne zurück, auf der sie fünfundsanzig Jahre als Sängerin einen großen Ruf genossen hatte, und begann zu unterrichten. Im vorigen Herbst gründete sie eine Frauenvereinigung zur Veranstaltung von Konzerten.

Die Zahl der in den Vereinigten Staaten Amerikas im Kirchendienst stehenden Frauen ist im steten Steigen begriffen. Vor kurzem wurde Mrs. J. K. Rutting zum Prediger an der Kirche von Oage, Iowa, ernannt; ihre Wahl erfolgte einstimmig. Ebenso wurde Miß S. G. Margetts, Tochter eines Predigers aus Wisconsin, einstimmig für Stockbridge church gewählt.

Das Staatsgefängnis für weibliche Sträflinge in Auburn im Staate New-York wird ausschließlich von Frauen verwaltet; es gilt für eines der am besten verwalteten in den Vereinigten Staaten und beansprucht die geringsten Unterhaltungskosten.

Totenjhan. In München starb die Schriftstellerin Franziska Freifrau von Reichenstein-Nemmersdorf, geb. von Nyß, die unter dem Pseudonym Franz von Nemmersdorf verschiedene Romane veröffentlicht hat. In Petersburg die Schriftstellerin Wjera Petrowna Schelichowskaja. In Honolulu die bekannte Journalistin Kate Field, Spezialkorrespondentin der Chicagoer „Times Herald“, Begründerin von „The National Review“ und Herausgeberin von „Washington“, der ältesten und lange Zeit einzigen Zeitschrift der Welt, die von einer Frau geleitet wurde.

Pflaumenzucht in Frankreich.

Nachdruck verboten.



aire la prune!“ ist die lakonische Bezeichnung eines Erwerbszweiges, der hier im südwestlichen Frankreich der Landbevölkerung zeitweise reichliche Beschäftigung und meist sehr reichliche Einnahme bringt. Fast alle Pflaumen, die unter dem Namen „pruneaux de Bordeaux“ in den Handel kommen, wachsen im Département Lot-et-Garonne auf einem Flächenraum von 130 km, zwischen Agen und Duras. Hier stehen die Pflaumenbäume in langen Reihen weit auseinander gepflanzt, sodaß sehr breite Gänge entstehen, unter welchen, wie auf jedem andern Felde, die übliche Wechselwirtschaft betrieben wird. Je mehr man den Boden für die Feldfrucht düngt und bearbeitet, um so besser gedeihen auch die Bäume, und so trägt das Land geradezu eine doppelte Ernte. Bis zum vollen Ertrag junger Anpflanzungen verstreichen ungefähr zehn Jahre, und dieser bleibt sich während dreißig Jahre ziemlich gleich, wenn die Bäume zu rechter Zeit und sorgsam verschnitten werden.

Hier, im südwestlichen Frankreich, hält der Frühling seinen Einzug zeitig im Jahr; sprießen im Februar die dunklen Veilchen, die Jonquillen, die wilden Tulpen u. dergl. in den Wiesen, so breitet sich schon Anfang März das wellige Hügelland, im schneeigen und rosigem Blüten Schmuck der Obstbäume duftend, vor den entzückten Blicken aus. Ohne viel Pflege zu bedürfen, entwickelt sich die ungewöhnlich süße, ganz rote Pflaume, die trotz ihres länglichen Kernes völlig rund ist und also nicht unfrer deutschen Zwetsche entspricht.

Nacht die Zeit der Obstreise und steht ein drohendes Gewitter am Himmel, dann werden die Glocken in dem schmalen, lustigen Turmbogen der Kirchen mit doppelter Wucht geläutet, nicht nur um Wein und Feldfrucht, sondern auch die vielversprechenden Pflaumenbäume vor Hagelschaden zu schützen. Dem uralten, frommen Brauch mag wohl der Versuch zu Grunde liegen, durch heftige Schwingung der Luft den Lauf der Wolken zu brechen.

Die Pflaumen reifen in der für den Landwirt verhältnismäßig stillen Zeit zwischen dem Kornmonat und der Weinlese. Sorgsam werden jeden Morgen die über Nacht herabgefallenen Früchte aufgenommen, denn nie darf ein Obstbaum hier geschüttelt werden. Rüttelt ein Windstoß an den fruchtbeladenen Zweigen, so eilen die geschäftigen Frauen herbei, die Pflaumen aufzulesen, und es ist eine Freude, ihnen bei der Arbeit zuzusehen. Der edle Schnitt ihrer Gesichtszüge, das Ebenmaß ihrer Gestalt, die Gelassenheit ihrer Bewegungen sind fast klassisch zu nennen, und — was für uns noch wichtiger ist — die Frauen sind außerordentlich reinlich. Nummehr legt man die Pflaumen auf große Bleche, bringt sie auf wenige Minuten in den heißen Backofen, wendet sie einzeln um und läßt sie etwas länger baden. Die Früchte werden sechs- bis achtmal langsam erhitzt und müssen wieder erkalten, ehe sie den nötigen Grad von Trockenheit erlangt haben.

Eine weitere Arbeit bringt das Sortieren der Pflaumen je nach ihrer Größe, wozu sie in verschieden grobdurchlöcherter Siebe gebracht werden. Von den schönsten Tafelpflaumen zählt man 30 bis 35 Stück auf ein halbes Kilo, von den geringsten 110 bis 115, und ihr Preis richtet sich allein nach der Zahl der Früchte auf ein und dasselbe Gewicht. Beim Trocknen büßen die Pflaumen zwei Drittel ihres Gewichtes ein, und so ergeben drei Centner frisches Obst nur einen Centner getrocknetes.

Der Preis der Pflaumen im allgemeinen ist je nach dem Ertrag der Ernte sehr verschieden. 1894 wurde für den Centner (80 bis 85 Stück auf ein halbes Kilo) 15 Franken (12 Mark) gezahlt, während dieselbe Qualität und Quantität im vorigen Jahr 40 Franken und mehr erzielte. Für den Besitzer sind farge Jahre, wo die Ware hoch im Preise steht, weit vorteilhafter als die, wo ihm reicher Obstsegen geringe Einnahme

und unverhältnismäßig viel Arbeit bringen. Sieht der Lieferant trübe drein, so reiben sich Käufer und Konsument um so vergnügter die Hände.

Fast jedes Gehöft hat hier seinen Backofen und jeder Hausstand seinen Vorrat an getrockneten Pflaumen, meist auch an gedörrten Feigen für den Winter. Die Leute essen zur „Collation“ — so heißt der Imbiß um 12 Uhr — mit Vorliebe trockene, ungekochte Früchte; auch Nüsse, Rettiche oder Zwiebeln gelten als genügende Zukost zu Brot und Wein, da alle am Morgen eine nahrhafte Bohnensuppe genießen und erst am Abend, nach der Arbeit, die Hauptmahlzeit zu sich nehmen. Jetzt werden in Frankreich Dampfböden mehr und mehr üblich, deren Erhitzung sich genau regulieren läßt. Zur bequemeren Manipulation kann man in diese die Bleche auf Eisenbahnen einschieben.

Im September erscheinen die Agenten der großen Handelshäuser von Bordeaux, die es nicht verschmähen, auch in den bescheidensten Gehöften die Ware zu suchen, wo sich fast überall auf großen, weißen Tüchern in der Oberkammer ein schwarzer Pflaumenberg aufstürmt. Der Pflaumenhandel wird nur gegen Barzahlung abgeschlossen. Sind die Früchte endlich in die Säcke verpackt, dann füllt sich mit deren Ertrag der sogenannte „Silberstrumpf“, der hier zu Lande noch eine wichtige Rolle spielt. Die französischen Landleute lassen sich nicht leicht auf in- oder ausländische Spekulationen ein; sie wollen ihr Geld sehen, bis sie es in Grund und Boden anlegen. Ihr höchstes Streben ist Landbesitz, und so kauft sich fast jeder Knecht, ja fast jede Magd schon in jungen Jahren an und arbeitet rastlos, um das eigene Feld immer mehr zu vergrößern.

Der Arbeitslohn bringt den Frauen fast in jedem Erwerbszweig einen Frank (80 Pf.) täglich, den Männern 2 bis 3 Franken, und das Tagewerk währt zu jeder Jahreszeit von Sonnenaufgang bis zum Untergang. Bei der großen Genügsamkeit der französischen Landbevölkerung reicht dieser karge Lohn für die Bedürfnisse der meisten Leute aus. Nur selten kehren Not und Unzufriedenheit in den ungetünchten, ungedielten Räumen der niederen Steinhäuser ein, wo die meist sehr kleinen und bedürfnislosen Familien wohnen.

L. Devrient.



Bu knappes Maß. Originalzeichnung von A. Lüben.